Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 27 (1904)

Artikel: Johannes Fabricius Montanus : 1527-1566
Autor: Schiess, T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984795

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johannes Fabricius Montanus.[1])

(1527—1566.)

Von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

Leo Jud, der getreue Helfer und Mitarbeiter Zwingli's und Bullinger's, war von Geburt ein Elsäßer aus Gemar bei Rappoltsweiler. Dort wurde dem Priester Johannes Judä 1482 von seiner Köchin Elsa Hochsängin von Solothurn ein Knabe Leo geboren, den er studieren ließ; der wurde dann Pfarrer zu St. Pilt im Elsaß, später zu St. Theodor in Kleinbasel. Von dort kam er nach Einsiedeln und ward nach Zwingli's Weggang an seiner Stelle zum Leutpriester gewählt, folgte aber schon im Jahre 1523 dem Freunde nach Zürich als Pfarrer zu St. Peter. In der Heimath hatte Leo die Mutter und eine Schwester Namens Clara zurückgelassen; diese verheirathete sich nach dem Tode der Mutter mit dem Metzger und späteren Spitalmeister Jakob Schmid von Bergheim und gebar ihm drei Söhne, Jakob, Lorenz und Johannes, die je zwei Jahre im Alter von einander verschieden waren. Der mittlere von ihnen wurde wegen seines geweckten lebhaften Geistes für das Studium bestimmt, starb aber schon früh, worauf der ältere Bruder auf Wunsch des Oheims nach Zürich gesandt wurde. Er zeigte jedoch keine Be-

[1]) Außer den in Text und Anmerkungen gelegentlich genannten gedruckten und handschriftlichen Quellen konnte ich auch einen Vortrag benützen, den Prof. Constanz Jecklin in Chur vor etlichen Jahren gehalten und später mir zu freier Verwerthung übergeben hat.

gabung und Neigung zum Studieren, ſondern wandte ſich dem Steinmetzberufe zu und ſoll ſpäter darin Tüchtiges geleiſtet haben. An ſeiner Stelle kam nun der jüngſte der drei Knaben, unſer Johannes Fabricius Montanus, zum Oheim nach Zürich. Er war 1527 geboren. Wenige Wochen vor der Geburt noch hatte Clara Schmid ihrem Bruder Leo einen Beſuch gemacht, und dieſer hätte ſie in Zürich zurückgehalten, aus Beſorgniß, ſie könnte unterwegs von ihrer ſchweren Stunde überraſcht werden, wäre nicht der bevorſtehenden Weinleſe wegen ihre Rückkehr dringend nöthig geweſen. Hieraus ſchließt Fabricius, daß er im Herbſt geboren worden ſei; den Monat und Tag kannte er nicht. Daß er aber auf ſolche Weiſe ſchon im Mutterleibe nach Zürich gewandert war, ſchien ihm ſpäter für ſein Schickſal beſtimmend geweſen zu ſein. Von einer Begebenheit aus ſeiner Kindheit, die noch vor die Zeit des Zürcher Aufenthaltes fällt und ſchon früh in ihm die Frömmigkeit weckte, erzählt Fabricius in ſeiner Schrift „Von der Vorſehung Gottes“. Er wollte an einem Ziehbrunnen den Eimer faſſen, war aber zu klein, um ihn zu erreichen, und ſtieg auf den Brunnenrand; als er dann wieder nach dem Eimer langte, wich dieſer zurück, und der Knabe ſtürzte in die Tiefe. Nun war gerade Tags zuvor einer der Balken, die als Brunneneinfaſſung dienten, hinabgefallen; um ſo wunderbarer erſchien es nachher den Leuten, daß Fabricius bei ſeinem Falle kopfüber in den Brunnen hinab nicht an dem Balken zerſchmettert worden, ſondern ſich drehend gerade rittlings auf ihn zu ſitzen gekommen war und ſo ohne Gefahr abwarten konnte, bis die Eltern und Nachbarn zu Hülfe eilten.

Mit ſieben Jahren ſchon wurde der Knabe von ſeiner Mutter nach Zürich gebracht und beſuchte da mit ſeinem etwas jüngeren Vetter Johannes Jud die Schule. Nach einiger Zeit aber wünſchten die Eltern der größeren Nähe halber, ihren Johannes lieber in Baſel zu haben, wo er im Hauſe Johann Heinrich Winckeli's

liebevolle Aufnahme fand. Dieſer, ein geborner Solothurner, war durch ſeine Landsmännin Elſa Hochſängin mit Leo und Clara Jud verwandt; er hatte in der Schlacht bei Dornach ſich als Fähnrich ausgezeichnet und war Mitglied des Rathes geweſen; aber weil er der Reformation anhing, hatte er ſpäter mit andern Glaubensgenoſſen die Stadt verlaſſen müſſen, dabei einen großen Theil ſeines Beſitzes eingebüßt und lebte nun in Baſel mit ſeiner Frau, einer vermöglichen Luzernerin, die gleich ihm der evangeliſchen Lehre zugethan war[1]). Sein einziger für das Studium beſtimmter Sohn hatte in Paris durch einen Unfall in der Seine den Tod gefunden, und nun wünſchte Winckeli, um einen Troſt und Erſatz für den Verlorenen zu haben, den jungen Verwandten zu ſich zu nehmen. In Baſel kam Fabricius zu Meiſter Hugwald in die Schule und wohnte in der Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes im Juli 1536 dem Leichenbegängniß des Erasmus von Rotterdam bei. Nicht lange nachher vernahm Leo Jud von Butzer in Straßburg, daß man dort eine neue Schule mit beſtimmten Klaſſen einrichten wolle, die einen wohlgeregelten Studiengang ermöglichen werde, und bewog darum ſeinen Vetter, den Knaben dorthin zu geben. Jedoch, als Johannes in Straßburg eintraf, war der Schulplan vom Rath noch nicht völlig feſtgeſetzt und das Gymnaſium noch nicht eröffnet; er beſuchte deßhalb die Schule des Petrus Daſypodius (Haſenfuß), und daneben unterrichtete ihn Butzer in ſeinem eigenen Hauſe im Lateiniſchen. Damals iſt wohl zum erſten Male der einfache deutſche Name Johannes Schmid nach der Sitte der Zeit in den beſſer klingenden Johannes Fabricius umgewandelt und ihm nach lateiniſchem Brauch als Cognomen noch Mon-

---

[1]) Auch Bullinger kannte Winckeli und ſcheint ihn ſehr geſchätzt zu haben; wenigſtens widmete er im März 1537 ihm ſeine Schrift „Der alte Glaub“.

tanus (von Bergheim) beigefügt worden; wenigſtens berichtet Fabricius ſelbſt, daß in Gegenwart Butzers ihm Capito dieſen Zunamen beigelegt habe, deſſen er fortan ſich ſtets bediente.

Im Winter erkrankte unſer Johannes und begab ſich nach nur dreimonatlichem Aufenthalt in Straßburg nach der Heimath. Ohne eine Schule zu beſuchen, blieb er mehr als ein Jahr dort. Zwar befand ſich damals in Bergheim ein Lehrer, den Fabricius nach ſeinem eigenen Geſtändniß ſpäter als einen recht unterrichteten Mann kennen lernte; aber die Eltern hielten ihn vom Unterrichte fern, damit er nicht mit den anderen Schülern in der Kirche dem katholiſchen Gottesdienſt beiwohnen und ſingen helfen müſſe. Zum Erſatz für die Schule hielt ihn die Mutter an, täglich einen Abſchnitt aus der lateiniſchen Bibel in Vergleichung mit dem deutſchen Texte einzuüben, und ließ ſich dann den Abſchnitt in's Deutſche übertragen, ſodaß ſie mit der Ueberſetzung das Gelernte controllieren konnte; daneben half der Knabe den Eltern fleißig im Hausweſen.

Auf die Dauer jedoch ſchien dieſer Zuſtand der Mutter, einer ſehr einſichtigen Frau, nicht haltbar; ſie berieth ſich deßhalb gelegentlich mit ihrem Vetter Winckeli, wie Abhülfe geſchaffen werden könnte, und dieſer traf eine Verabredung mit Butzer und Capito, denen auch Leo Jud, von Allem in Kenntniß geſetzt, den Neffen empfahl. Winckeli, bei dem Fabricius ſich inzwiſchen vorübergehend aufgehalten zu haben ſcheint, ſandte ihn jetzt nach Straßburg in der beſten Meinung, „er ſölle etwas fruchtbars leeren, diewyl er doch ſo ein gſchickten kopf hat“. Gar bald aber erhielt er einen kläglichen Brief, worin der Knabe ſich beſchwerte, er werde „durch das hußvolck“ gar übel am Studium gehindert. Um die Mutter nicht zu beunruhigen, machte Winckeli ihr davon keine Mittheilung, wohl aber dem Oheim, der ihn nun beauftragte, auf einen Weg zu ſinnen, wie man Johannes „mit eeren“ und „one zorn“ wieder wegbringen könne.

Darauf ſchrieb Winckeli ſeinem Schützling einen Troſtbrief, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten; erſt auf ein zweites Schreiben hin erfuhr er, der junge Fabricius ſei gar nicht mehr in Straßburg, und wandte ſich nun an die Mutter um Aufklärung. Gleichzeitig theilte er ihr mit, Leo wünſche, daß man den Knaben zu ihm ſchicke, „diewyl er ſo ein gſchwinden kopff zu lernen hat; dann er vormal[1]) vil zu jung was zu lernen“. Am liebſten freilich hätte Winckeli den jungen Verwandten wieder zu ſich genommen. „Ich wölte inn“, ſchreibt er, „üch zu beeden ſyten (d. h den Eltern und Leo) nit laſſen; dann er mir wolgfalt und gantz gehorſam iſt gſyn“; aber die Solothurner brächten ihn durch Vorenthaltung des Seinigen in arge Noth, „das mir die weid gar kurtz wil werden“. So ermahnte er denn die Eltern, ſich wohl zu überlegen, was ſie in der Sache thäten, und doch ja auf Leo's Vorſchlag einzugehen; denn er würde ſehr bedauern, wenn der junge Johannes um dieſe gute Gelegenheit zu ſeiner Ausbildung käme[2]).

Die Eltern befolgten den Rath und ſandten Johannes wieder zum Oheim nach Zürich. Leo Jud ließ ihn nicht die

---

[1]) D. h. als Fabricius das erſte Mal in Zürich und Baſel geweſen war.

[2]) Joh. Heinr. Winckeli an Clara Schmid, Zinſtag nach St. Martistag (12. Nov.) 1538, Simmlerſammlung. — Fabricius erwähnt in den beiden von ihm ſelbſt verfaßten Vitæ (einer proſaiſchen und einer poetiſchen Lebensbeſchreibung, beide abgedruckt in den Miscellanea Tigurina, Bd. III, S. 373 ff.) nichts davon, daß er ein zweites Mal, wenn auch nur ſehr kurz, in Straßburg geweſen ſei; doch laſſen die Andeutungen in dem Briefe Winckeli's nicht wohl eine andere Auslegung zu. Auch berichtet Johannes Jud in der Lebensbeſchreibung ſeines Vaters (Miscellanea Tigurina, Bd. III, S. 1 ff., worin auch manche Notizen über Fabricius und Johannes Jud ſelbſt zu finden ſind): als ſich zwiſchen Leo Jud und Butzer „ſpan erhub von wegen des ſacramentes, — hat Johannes, ſeiner ſchwöſter ſun, nit vil gunſts mee bey Bucero, darum in Leo zu ihm hinauf gen Zürich nam; zog in auf als ſinen eignen ſun“.

Schule beſuchen, ſondern unterwies ſelbſt den Neffen zuſammen mit ſeinem faſt gleichaltrigen Sohn Johannes daheim im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen. Etwa drei und einhalb Jahre erfreute ſich Fabricius dieſer väterlichen Leitung; da ſtarb Leo Jud, der ſchon ſeit 1540 gekränkelt hatte, im Juni 1542, und nun wurden die Vettern getrennt. Johannes Jud kam in das Collegium zum Fraumünſter, ein jüngerer, erſt ſiebenjähriger Bruder, Dietrich, nach einem Jahre in die Schule zu Cappel. Den Neffen aber behielt Leo's Wittwe mit den beiden Töchtern Eliſabeth und Suſanna bei ſich, „diewil ſie ſach, daß er nieman hat und aber ein herrlich ingenium und erlich gmüet". Noch auf dem Todbett hatte Leo Jud in einer Anſprache, die er vier Tage vor dem Ende an die um ſein Lager verſammelten Freunde und Amtsbrüder hielt, mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern auch den Neffen ihnen dringend empfohlen, und ſie nahmen ſich auch ſeiner an. Er erhielt ein Stipendium von zehn Gulden, wovon er einen Theil ſeiner Beſchützerin abgab; aus dem Reſt mußte er ſeine Gewandung beſtreiten; „dann ſin vater hat im nüt zu gäben". Später wurde das Stipendium auf fünfzehn und zuletzt auf zwanzig Gulden erhöht, nachdem Fabricius ſchon auf Neujahr 1543 zum Lector in der zweiten Klaſſe der Großmünſterſchule ernannt worden war; daraus darf auch geſchloſſen werden, daß er ſchon über recht tüchtige Kenntniſſe verfügte.

Kurze Zeit, vielleicht im Winter 1543/44, ſcheint Fabricius in Baſel ſtudiert zu haben, wo er Hausgenoſſe des Myconius war. Als er darauf im Mai 1544 wieder nach Zürich zurückkehrte, um dort ein Examen abzulegen, ſtellte ihm Myconius ein Zeugniß über ſein Wohlverhalten aus [1]) und empfahl, ihn Lehrer werden zu laſſen. Im Juni kam Fabricius nochmals

---

[1]) «Bonus est, placidus et qui vivere possit cum quovis sine eius molestia».

nach Basel, um seine Schulden zu berichtigen, und klagte dabei, er habe im Examen schlecht geantwortet, weil er vor Furcht ganz befangen gewesen sei. Myconius hob deßhalb nochmals in einem Schreiben die gute Begabung des jungen Mannes hervor, allerdings mit dem Beifügen, er bedürfe steten Antriebes. Mit Letzterem stimmt überein, was Fabricius selbst bemerkt: er habe durch den Tod des Oheims die Leuchte seines Lebens verloren und nicht mehr mit gleichem Eifer studiert. In's Jahr 1544 fällt wahrscheinlich auch eine Reise durch das ganze Elsaß, die er mit seinem Vetter Johannes Jud von Basel aus unternommen haben dürfte [1]).

Im folgenden Jahre, 1545, sandte der Rath von Zürich den jungen, noch nicht achtzehnjährigen Studenten mit Rudolf Funck, Heinrich Hintermeister und Karl Schweninger „gen wandlen" nach Hessen, um in Marburg seine Studien abzuschließen. Die Ankunft der Zürcher fiel gerade in die Zeit des Braunschweigischen Krieges, und sie waren Zuschauer, als die beiden Herzoge, Vater und Sohn, vom Landgrafen gefangen eingebracht wurden. Im September gab Fabricius für sich und die Freunde Bullinger Nachricht von ihrer Reise und den begonnenen Studien. Sie hörten von den verschiedenen Vorlesungen, die gehalten wurden, Rhetorik bei Reinhard Hadamarius, Hebräisch bei Wigand Happelius, Erklärung des Hebräerbriefes bei Andreas

---

[1]) Fabricius selbst berichtet auffälliger Weise auch von diesem Aufenthalt in Basel gar nichts; ebenso nicht sein Vetter Johannes Jud, obwohl dieser von 1542—1544 sich in Basel aufhielt und 1544 mit ihm die Reise durch's Elsaß machte (Misc. Tig. III, S. 3.). Gleichwohl glaube ich, die Aeußerungen über einen Johannes Fabricius, die mir zufällig in zwei Briefen des Myconius an Bullinger, vom 21. Mai und 22. Juni 1544 (in Band E II 336 des Zürcher Staatsarchivs) in die Augen fielen, auf unsern Fabricius beziehen zu dürfen, da mir aus dieser Zeit kein anderer junger Zürcher dieses Namens bekannt ist und das Gesagte auf Johannes Fabricius Montanus wohl zu passen scheint.

Hyperius und Lektüre Heliodors bei Lonicerus. Koſt hatten ſie bei einem geachteten Stadtbürger, einem ehemaligen Propſt, gefunden, zu vierundzwanzig Gulden per Jahr, und wohnten bei ihrem Lehrer Happelius, von dem zu erwarten ſtand, daß er es, wenn nöthig, an Ermahnungen nicht fehlen laſſen werde. Fabricius fügt jedoch bei, falls ſie in der bisherigen Weiſe weiterführen, bedürften ſie deren nicht. Was ihn ſelbſt betrifft, mag der Hausvater wirklich kaum in den Fall gekommen ſein, mahnend einzuſchreiten, da Fabricius die Zeit ſeines Marburger Aufenthaltes ſehr eifrig für die Studien benützte. Denn hier ward er, wie ſein Vetter von ihm ſchreibt, „erſt inen, was ſtudieren was und was gleert lüt warend; ſchämet ſich (als er mir offt gſeit) ſeiner ungſchicklichkeit (wiewol er nit ungleert was), da er ſach und hort ſo vil herrlicher geleerter ſtudenten, magistros, professores, doctores ꝛc. Da ſaß er erſt recht über und ſtudiert häfftig; beſonders begab er ſich uf poesin und nam in zwei jahren hefftig zu". Fabricius ſelbſt klagt in ſeinen Vitæ, er habe, als er nach Marburg kam, Hexameter und Pentameter nicht unterſcheiden können, kaum gewußt, was ein Daktylus und ein Spondäus ſei. Hier in Marburg aber fand er in Petrus Lotichius (eigentlich Lotz), zum Unterſchied von ſeinem gleichnamigen Oheim, Abt von Schlüchtern in Heſſen, den Beinamen Secundus führend, und in Johannes Altus aus Frankenberg in Heſſen zwei Freunde, die beide für die Poeſie begeiſtert waren. Er ſchloß ſich ihnen auf's engſte an, und Lotichius, ſelbſt ein ſehr gewandter Dichter, führte den Studiengenoſſen in die Geheimniſſe der Kunſt ein und ruhte nicht, bis dieſer, von guter natürlicher Anlage unterſtützt, es dem Lehrer faſt gleich that.

So eifrig aber die vier jungen Zürcher in Marburg den Studien obgelegen haben mögen, zuweilen geſtatteten ſie ſich doch Unterbrechungen. So folgten ſie 1546 beim Ausbruch des

ſchmalkaldiſchen Krieges, als der Landgraf von Heſſen mit ſeinen Truppen auszog, mehrere Tage dem Heere, gelangten ſo bis Nürnberg und lernten bei dieſer Gelegenheit das ganze Frankenland kennen. Im Spätherbſt aber leiſteten Fabricius und Funck, durch den Ruhm Melanchthon's angelockt, einer Aufforderung der ſchon ſeit einiger Zeit nach Wittenberg übergeſiedelten Freunde Lotichius und Altus Folge und zogen mitten in den Kriegswirren, während Moritz von Sachſen das Land ſeines Vetters beſetzt hielt, nach Wittenberg. Merkwürdiger Weiſe erreichten ſie ihr Ziel ohne alle ſchlimmen Abenteuer und wurden in die zur Verteidigung gerüſtete Stadt eingelaſſen, ohne auch nur mit einer Frage beläſtigt zu werden von der Wache, während ſonſt Fremde nur gegen Bürgſchaft Einheimiſcher Zutritt fanden. Sie hatten die Genugthuung, die Geſuchten noch in Wittenberg anzutreffen, ſowohl die beiden Freunde als Melanchthon, während die übrigen Profeſſoren faſt alle geflohen waren. Der berühmte Gelehrte unterhielt ſich längere Zeit freundlich mit den beiden Zürcher Studenten, beklagte die traurigen Zeitverhältniſſe und erkundigte ſich nach Bullinger und Pellican. Nur zwei Tage hielten ſich Fabricius und Funck in Wittenberg auf; dann gaben ſie den Freunden, die mit Melanchthon nach Magdeburg zogen, noch eine Strecke weit das Geleit, um endlich nach thränenreichem Abſchied ſich auf den Heimweg zu machen. Diesmal war ihre Reiſe nicht ſo ganz ungefährlich; denn ſie gerieten mitten in das Kriegsgetümmel. In Leipzig machten ſie nochmals einige Tage Halt, beſuchten die Vorleſungen des Joachim Camerarius und anderer Profeſſoren und erfuhren von Wolfgang Sybotus, dem Profeſſor der griechiſchen Sprache, beſondere Freundlichkeit, worauf ſie ſchließlich wieder in Marburg anlangten.

Im März des folgenden Jahres (1547) mußten die Commilitonen, ſehr gegen den Wunſch des Fabricius, nach andert-

halbjähriger Abwesenheit, dem Rufe in die Heimath Folge leisten. Schon im folgenden Sommer wurde Fabricius zum Provisor am Großmünster ernannt und hatte da seinen ehemaligen Lehrer Johannes Fries zu vertreten; außerdem mußte er in Schwamendingen predigen. Es war nicht das erste Mal, daß er die Kanzel betrat; sondern schon 1544 hatte er für Johannes Pontisella, den damaligen Provisor am Großmünster und Pfarrer von Schwamendingen, gepredigt, als dieser sich rüstete zur Uebersiedlung nach Chur, wohin er berufen war als Rektor der vor wenigen Jahren erst errichteten Lateinschule des Gotteshausbundes. Später, als Fabricius und Pontisella sich in Chur wieder fanden, erinnerten sie sich oftmals jener ersten Bekanntschaft und sahen eine göttliche Fügung darin, daß gerade sie in solcher Weise zusammengeführt worden waren.

Im Herbst 1547 heirathete Fabricius Katharina Stutz, die jüngere Tochter des Kaplans am Großmünster, Ulrich Stutz. Bei der Hochzeit war auch sein Marburger Freund, Johannes Altus, zugegen, der diese Feier und ihre Vorgeschichte in einem langen Gedichte sehr hübsch geschildert hat. Aus demselben ist zu entnehmen, daß Bullinger selbst für seinen jungen Freund den Freiwerber machte und bei der Hochzeit nicht nur Vaterstelle vertrat, sondern auch das junge Paar einsegnete[1]). Wenn wir der poetischen Schilderung Glauben schenken dürfen, war es ein stattlicher Zug, der sich durch die Straßen Zürich's bewegte. Voran schritten die beiden Bürgermeister in festlichem Gewande

[1]) Letzteres ist nicht mit aller Sicherheit zu sagen; Altus spricht einerseits vom „greisen Priester" (Bullinger war erst 43 Jahre alt), anderseits läßt er den „Vater" die Hände der Brautleute vereinigen. Beides würde man vielleicht lieber auf den Vater der Braut deuten; da aber auf die Werbung Bullinger's im Namen der Familie nicht Ulrich Stutz, sondern Nicolaus Wyß, der Gatte der ältern Schwester der Braut antwortet, ist doch wohl anzunehmen, daß ihr Vater nicht mehr lebte, in welchem Fall die Bezeichnung „Vater" einzig auf Bullinger paßt.

und hinter ihnen Rathsherren und andere hochgeachtete Männer; mitten im Zug folgte der Bräutigam, geleitet von dem verehrten Reformator. Hinter ihnen kam die Schaar der Jungfrauen mit der Braut, der als nächste Verwandte die beiden Töchter Leo Jud's das Geleite gaben, und den Schluß machten die verheiratheten Frauen. Die Schönheit und Züchtigkeit der Braut und ihrer Gespielinnen wie der Frauen von Zürich weiß der Dichter nicht genug zu preisen. Schon nach einem Jahr starb die junge Frau im ersten Kindbett, und das kaum geborene Töchterchen folgte ihr nach. Seinem tiefen Schmerze gab der Wittwer Ausdruck in einem Gedichte: „Am Grabe der Tochter Katharina", und auch ein zweites, „Orion" betitelt, eine Klage des mythischen Jägers um den Verlust seiner Threne, ist wohl in dieser Zeit entstanden, ebenso vielleicht ein an Wigand Happelius gerichtetes Gedicht, in dem Fabricius seine Theilnahme beim Tod der Gattin seines früheren Lehrers bezeugt.

Fabricius wurde jetzt für einige Zeit der Hausgenosse Conrad Pellican's; er hielt sich, wie sein Vetter von ihm schreibt, „gar still und einzezogen, studiert flyßig früe und spaat". Den Dank für die Gastfreundschaft, die ihm in diesen traurigen Tagen der berühmte Gelehrte, ohne Zweifel vordem sein Lehrer, erwies, hat Fabricius bei dessen Tod im Jahr 1556 bezeugt durch Abfassung einer freilich erst viel später zum Druck gelangten Lebensbeschreibung in Form einer Rede; sie hat namentlich deßhalb besondern Werth, weil der Verfasser sich für seine Angaben auf persönliche Mittheilungen Pellican's stützen konnte[1]). Nach etwa zweijährigem Wittwerthum verheirathete sich Fabricius

---

[1]) Sie wurde erst 1608 unter dem Titel: «Historica Johannis Fabricii Montani oratio, qua et vita reverendi in Christo patris Conradi Pellicani et brevis temporis illius res continentur» in Marburg publiziert von Raphael Egli, dem Sohn Tobias Egli's, des Nachfolgers unseres Fabricius, in dessen Hände das Manuscript gelangt war.

zum zweiten Male, und zwar mit Agathe, einer Tochter des Professors der griechischen Sprache, Rudolf Collin. Die Ehe dauerte bis zum Tode beider Gatten und war mit Kindern reich gesegnet; jedoch von zwölfen waren 1565 nur drei Söhne am Leben.

Dreiundeinhalb Jahre hatte Fabricius in seiner Stellung als Provisor am Großmünster der Schule gedient und gleichzeitig die Kirche in Schwamendingen versehen, da wurde er auf Neujahr 1551 vom Rathe zum Pädagogus oder Zuchtmeister an der Fraumünsterschule, d. h. zum Vorsteher des mit ihr verbundenen Alumnates, auch der Zuchthof genannt, befördert, ein Amt, das er mehr als sechs Jahre getreulich versah[1]). Er nahm in dieser Zeit seinen Vater zu sich; die Mutter war schon um 1540 gestorben, worauf der hochbetagte Mann — er stand bei der Uebersiedlung nach Zürich im hundertsten Lebensjahre — nochmals geheirathet hatte; es scheint aber, daß die zweite Frau inzwischen auch gestorben war. Johannes Jud meldet von dem Vater seines Vetters, daß er schon völlig zu einem Kinde geworden war; „dann er zittert und klopfet mit den Händen"; dem Sohne aber stellt er das Zeugniß aus, daß er seine Sohnespflicht getreulich erfüllt und den Vater „on underlaas erlich und wol" gehalten habe. Noch ein Jahr etwa war dem Greise vergönnt, sich des aufblühenden Familienglückes des Sohnes und lieber Enkel zu erfreuen; dann starb er und fand beim Fraumünster die letzte Ruhe. Ein poetisches Denkmal setzte ihm in seinen Gedichten der treue Sohn.

Von der Wirksamkeit des Pädagogus an der Fraumünsterschule berichtet wieder Johannes Jud, dessen Worte wir hier

---

[1]) Ulr. Ernst, Geschichte des Zürch. Schulwesens, S. 187, führt als Zuchtmeister für 1547—54 Künysen an und erst von 1554—57 Fabricius, was aber der eigenen Angabe des Letztern widerspricht.

ohne Kürzung mittheilen, weil ſie das ganze Weſen des Fabricius trefflich charakteriſieren. Er ſchreibt: „Hernach ward er aus der ſchul und von der proviſorey genommen und zu einem paedagogo verordnet den knaben zu dem Frauwen-Münſter; da bleib er by 6 jaaren, hielt ſich gar eerlich, ernſthafft und wol. Er war von natur ernſthafft, tapfer, ſtill, nam ſich nit viler Lüten an, ſondern hat ſines beruffs und amts ein acht, ließ jeden das ſin ſchaffen. Das ward im von vilen für ein hochfart gerächnet; man hat in für hochfertig und eergytig, ſo es doch nit was. Dann diewyl er frömbd was und keine fründ und nothälffer oder patronen hat, mußt er ſich auch bas lyden und ſtiller halten dann andere. Die studiosi hielten ſich alſo, daß man von im vergut mußt haben; denn er hielt gut ordinantz unter ſeinen discipulis. Sy forchtend in übel und ſtudiertend wol under im. Syne beſten fründ und geſellen warend D. Sebaſtianus Guldibeck, D. Rod. Funckius, Samuel Pellicanus, D. Huldricus Zuinglius; item ſeine ſchwäger, die Collini, und ich.“ Die guten Dienſte, welche Fabricius in der früheren und ſeiner jetzigen Stellung der Schule leiſtete, wurden auch von der Behörde anerkannt und durch Verleihung des Bürgerrechtes belohnt; außerdem machte man ihm Zuſicherungen, daß er noch zu höheren Aemtern berufen werden ſolle.

Ueber die Einrichtung der zürcheriſchen Schulen, die er ja aus eigener Praxis von Grund aus kannte, gab im Jahr 1554 Fabricius ſeinem ehemaligen Lehrer, dem Profeſſor Andreas Hyperius in Marburg, in einem ausführlichen Schreiben Auskunft. Darin berichtet er auch von der ihm ſelbſt obliegenden Aufgabe; er hatte danach ſowohl Schüler, welche noch die Lateinſchulen, als ſolche, die ſchon die Vorleſungen beſuchten, unter ſich — wie wir aus andern Quellen wiſſen, waren in der Regel fünfzehn Stipendiaten im Alumnat — und mußte ihre Studien beaufſichtigen, ihnen nachhelfen. Er erklärt deßhalb, die Arbeit,

welche die Professoren in ihren Vorlesungen hätten, habe er vielfach und mit Jedem von ihnen gemeinsam. Ganz speziell aber war ihm die Aufgabe überwiesen, die hebräische Sprache, von der Pellican in seiner Vorlesung nur einen kurzen Abriß gab, ausführlicher und eingehender mit den Schülern zu behandeln. Ferner mußte er Aufsicht darüber führen, ob sie auch in den Predigten gut aufgemerkt und sich die Grundzüge eingeprägt hatten. Am Sonntag vor dem Gottesdienst pflegte er eine Epistel des Paulus auszulegen, worauf er große Sorgfalt verwendete; doch konnte er in Folge der zahlreichen Vorlesungen und Predigten, die gehört werden mußten, sich in der Hauptsache auf kurze Andeutungen beschränken.

Als Freunde des Fabricius sind außer denen, die Johannes Jud an der oben mitgetheilten Stelle namhaft macht, noch zwei zu nennen, die Jener wohl nur darum nicht anführt, weil er bloß gleichaltrige Männer im Auge hat, nämlich der Reformator Heinrich Bullinger und der berühmte Zürcher Naturforscher Conrad Gesner. Wie nahe Fabricius dem erstern gestanden haben muß, dafür konnte bis jetzt freilich erst ein Zeugniß angeführt werden, daß nämlich Bullinger bei der erstmaligen Verheiratung des jungen Mannes geradezu Vaterstelle vertrat; aber selbst wenn auch dieser Anhalt uns fehlte, ließe doch das innige Verhältniß zwischen Beiden, das später in ihrem Briefwechsel zu Tage tritt, keinen Zweifel, daß schon vorher sie mit einander sehr vertraut gewesen sein müssen. Schon als Neffe Leo Jud's, bei dessen Tod Bullinger an Vadian schrieb: „Mit diesem theuren Bruder ist ein guter Theil meines Lebens dahingeschieden," mußte Fabricius ihm theuer sein, und wie dieser später im Hause des Reformators gleich einem Familienglied verkehrte, so war er jedenfalls schon in der Zeit der Wirksamkeit in Zürich im Familien- und Freundeskreise völlig heimisch; Bullinger selbst aber

ſcheint er um ſeiner Charaktereigenſchaften und geiſtigen Anlagen willen beſonders lieb geworden zu ſein.

Etwas anders geartet war das Verhältniß zu Conrad Gesner. Fabricius war, wie übrigens eine ganze Reihe unter den Zöglingen der Zürcher Schule jener Zeit, keineswegs nur einſeitiger Theologe, ſondern beſaß auch große poetiſche Begabung und legte außerdem ein ganz beſonderes Intereſſe für die Naturwiſſenſchaften an den Tag. Wie ſein Freund Lotichius das in ihm ſchlummernde Dichtertalent zu wecken gewußt hat, ſo ſcheint er es auch geweſen zu ſein, der ihm die Naturwiſſenſchaften lieb machte oder doch die ſchon vorhandene Neigung noch verſtärkte. Lotichius, der nachmals ein berühmter Arzt und Profeſſor in Heidelberg wurde, pflegte vor Allem die Botanik mit großer Vorliebe und führte auch Fabricius in ihr Studium ein. Noch in einem Gedichte, das dieſer etwa fünf Jahre nach ihrer Trennung an den Freund richtete, betheuert er, ſeine Liebe zu den Pflanzen und Gräſern ſei nicht erloſchen, und ſeine Freude ſei es, in den Wäldern zu weilen und auf ſchattigen Höhen dem fernen Falle der Quellen zu lauſchen, wie einſt ſie zuſammen ſich an dieſen Genüſſen ergötzt hätten.

Dieſe Vorliebe für die Pflanzenwelt und ſinnige Naturbetrachtung führte ohne Zweifel Fabricius und Gesner, die beide dem Bullinger'ſchen Freundeskreiſe angehörten, näher zuſammen. Noch waren der Leute, die für Naturbeobachtung Sinn hatten, nicht allzu viele; erſt Gesner hat ja dazu den Anſtoß gegeben, wie er auch als einer der Erſten Bergbeſteigungen unternahm und Andere aneiferte, ſeinem Beiſpiel zu folgen. In der Widmungsepiſtel zu ſeinem Büchlein „Von der Milch und den Milchprodukten", das 1541 erſchienen iſt, handelte er von der Bewunderung der Gebirgswelt und pries da ſeinem Freunde Jakob Vogel von Glarus gegenüber in ganz modern anmuthender Auffaſſung die Vorzüge ſolcher Bergbeſteigungen für Leib und Seele.

Gerade dieſe Neigung aber theilte Fabricius mit Gesner, vielleicht eben durch ihn dafür gewonnen, und wie uns ein Gedicht ſeines Schwagers Theodor Collin zeigt, machte er auch mit ſeinen Schülern Ausflüge dieſer Art, z. B. auf den Uetliberg, leitete ſie zur Naturbetrachtung an und lehrte ſie die Pflanzen kennen. Auch ſpäter, als er in Chur Pfarrer war, benutzte er im Sommer und Herbſt häufig ſchöne Tage zu Ausflügen in's Gebirge und größeren Alpenwanderungen. Allerdings verbanden ſowohl Gesner wie ſein jüngerer Freund mit ihren Bergbeſteigungen vor Allem den Zweck, ſeltene Pflanzen zu ſammeln oder Samen von ſolchen zu gewinnen; doch übte auch die Schönheit der Natur an ſich und die wilde Großartigkeit der Gebirgswelt auf Beide mächtigen Eindruck.

Aber nicht nur botaniſche Studien bildeten ein Band zwiſchen Fabricius und Gesner; auch für die Zoologie ließ ſich Jener gewinnen und verfaßte ſogar unter der Anleitung und auf den Wunſch ſeines Lehrers ein Büchlein mit dem Titel: „Die Verſchiedenheiten der Vierfüßler", das gewißermaßen als Einführung auf dieſem Gebiet dienen ſollte für Leute, die noch völlig Neulinge waren oder nicht Zeit fanden, die ausführlichen Werke Anderer, beſonders Gesner's gewaltigen Folioband zu ſtudieren. Die Anordnung iſt nach beſtimmten, rein äußerlichen Geſichtspunkten in ſchematiſcher Weiſe getroffen; von ſelbſtändiger Naturbeobachtung zeugt die Schrift nicht, ſondern bietet nur eine äußerſt gedrängte Zuſammenſtellung deſſen, was aus älteren und neueren Schriftſtellern über die einzelnen Thiere mit Rückſicht auf dieſen oder jenen Geſichtspunkt bekannt war. Immerhin ſteht das Werk an Brauchbarkeit noch weit über den mit ihm zu einem Band vereinigten „Sechs Büchern Aehnlichkeiten aus dem geſammten Thierreich" Otto Werdmüller's, die eigentlich nichts mit der Naturwiſſenſchaft zu thun haben, ſondern eher zu bezeichnen ſind als eine Anweiſung, wie die ver-

ſchiedenen Thiere nach der Bibel und andern Schriften in Gleichniſſen ſich verwenden laſſen. Die beiden Werke erſchienen im Februar 1555 bei den Brüdern Andreas und Jakob Gesner in Zürich. Die vom 13. Februar datierte Widmung der Schrift des Fabricius iſt an Jakob Meyß, geweſenen Bürgermeiſter, damals Landvogt in Eglisau, gerichtet; der Autor ſtattet durch ſie ſeinen Dank ab für die freundliche Bewirthung, die er ſelbſt mit ſeinen Gefährten im vorangehenden Jahr in Eglisau Seitens des Vogtes gefunden hatte, als ſie gelegentlich einer Fußreiſe durch die zürcheriſche Landſchaft auch einen dort wohnenden Freund beſuchten.

Auch in die Geheimniſſe der mediziniſchen Wiſſenſchaft wurde Fabricius durch Gesner eingeführt. Näher aber als dieſe ſeine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen liegt uns, was er auf dem Gebiete der Poeſie geleiſtet hat. Im Jahr 1556 erſchien im Verlag der Gebrüder Gesner in Zürich ein beſcheidenes Bändchen: „Joannis Fabricii Montani poemata“. Darin ſind enthalten: ein Buch kleinerer Dichtungen (Sylvæ, d. h. „Wälder“ betitelt), das erſte Buch eines Epos „Von den zürcheriſchen Bürgermeiſtern“ und die „Elegie von Wilhelm Tell“. Verſchiedene der kleineren Gedichte ſind gelegentlich ſchon erwähnt worden; ſie ſind theils religiöſen Inhaltes, ſo zwei „An Jeſus Chriſtus“, theils didaktiſchen, wie die Gedichte „Vom glücklichen Leben“ und „Von der Armuth“, dem Preis des Landlebens und der Einfachheit gewidmet. Die andern aber ſind eigentliche Gelegenheitsgedichte; zwei von ihnen ſind an Petrus Lotichius gerichtet, ein anderes an Joſias Simler (Glückwunſch zu ſeiner Heirath mit Bullinger's Tochter) und verſchiedene an andere Freunde; ſodann finden wir ein Gedicht auf Ulrich Hutten, das wohl gelegentlich eines Ausflugs nach der Ufenau entſtanden iſt. Zu den meiſten dieſer Dichtungen aber hat die Trauer um Verſtorbene den Anlaß gegeben; nicht nur der Tod der nächſten

Angehörigen, der ersten Gattin und Tochter, sowie später des Vaters und eines jungen Schwagers Johannes Collin, auch der ferner stehender Personen aus dem Freundeskreise läßt Fabricius seinem Schmerze in Versen Ausdruck leihen. In all' diesen Gedichten aber, die zum Theil antiken Strophenbau aufweisen, bekundet sich eine nicht alltägliche poetische Begabung und sichere Beherrschung der Form[1]). Den Schluß der kleineren Dichtungen bilden die schon genannte poetische Beschreibung einer Besteigung des Uetliberges durch Fabricius und seine Schüler, die nicht ihn selbst, sondern seinen Schwager und Schüler Theodor Collin zum Verfasser hat (1551 gedichtet), und eine Grabschrift auf den theuren Oheim Leo Jud. Das anschließende epische Bruchstück „De consulibus Tigurinis" („Von den Zürcher Bürgermeistern") ist nur bis zum Ende des ersten Buches gediehen; es behandelt die Geschichte Rudolf Brun's bis zum Treffen bei Tätwil (1351) in etwas mehr als dreihundert Hexametern. Eine Fortsetzung mag geplant gewesen sein, ist aber wohl nie zur Ausführung gekommen. Die letzte Stelle in dem Bändchen nimmt die Elegie von Wilhelm Tell („De Wilhelmo Thellio elegia") ein. Nach einem ihr vorausgeschickten Vorwort in Form eines Schreibens an Pellican, vom 1. März 1556, hatte Fabricius schon mehrere Jahre vorher (wahrscheinlich 1548) das Gedicht dem verehrten Mann, als dieser die Heilquellen in Baden aufsuchte, als ein kleines Badegeschenk, wie sie damals allgemein üblich waren, gewidmet, und gab jetzt diese Jugendarbeit, obschon sie ihn nicht mehr befriedigte, mit seinen andern Dichtungen zum Druck, um Andere zur Behandlung des gleichen Gegenstandes anzuspornen. Das aus 67 Distichen bestehende Gedicht, wohl im Anschluß an

---

[1]) Einige dieser Gedichte sind zusammen mit der prosaischen und der poetischen Autobiographie des Fabricius von Theodor Vulpius in Uebersetzung herausgegeben worden in Heft XVIII der Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen (Straßburg 1894).

das alte Tellenlied bearbeitet, gibt noch nicht die Ueberlieferung von der Tödtung Geßler's durch Tell wieder. Es ſcheint mit Beifall aufgenommen worden zu ſein, da in Bern vor der Veröffentlichung durch den Autor ſelbſt ein Druck erſchienen iſt.

Unter dieſe Sammlung der eigenen Dichtungen hat Fabricius an vorletzter Stelle auch das umfangreiche Gedicht (269 Diſtichen) aufgenommen, in welchem Johannes Altus die Hochzeit des Freundes mit Katharina Stutz verherrlicht hatte. Er that dies, wie er in einem Schreiben an die Brüder des Verſtorbenen vom 1. März 1556 auseinanderſetzt, obwohl er wußte, daß Jener Verbeſſerungen daran hätte anbringen wollen, in der Abſicht, dem früh verlorenen Freunde wie der erſten Gattin ein Andenken bei der Nachwelt zu ſichern, und es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Probe von der poetiſchen Begabung des Johannes Altus bei längerem Leben zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hätte.

* * *

Im Jahr 1557 erging an Fabricius der ehrenvolle Ruf, an die Spitze der bündneriſchen reformierten Kirche zu treten. Johannes Comander, der als Prediger an der Martinskirche zu Chur faſt ein Vierteljahrhundert für die Reformation gewirkt hatte, war mehr als ſiebzig Jahre alt geſtorben, und es handelte ſich darum, einen tüchtigen Nachfolger zu gewinnen, was keineswegs leicht war. Denn es paßte, wie ſpäter beim Tode des Fabricius Altlandammann Joachim Bäldi von Glarus in einem Brief an Bullinger treffend auseinanderſetzte, nicht Jeder auf dieſen Poſten, mochte er noch ſo gelehrt ſein; ſondern die Stelle erforderte wegen der religiöſen und politiſchen Spaltung im Lande einen Mann, der auch in den Welthändeln ſich leicht zurechtzufinden wußte und nach Bäldi's Ausdruck „uff alle ſättel und pferd" ſich verſtand.

Auffällig erscheint es unter diesen Umständen, daß nicht Comander's nächster Amtsbruder, Philipp Gallicius, 1504 geboren und seit 1551 Prediger an der Regulakirche in Chur, der als ein geborner Bündner mit allen Verhältnissen auf's Beste vertraut war, an die als erste im Lande geltende Pfarrstelle berufen wurde, sondern der Churer Rath sich an die Zürcher wandte mit dem Ansuchen, ihnen einen tüchtigen Mann zu überlassen. Die Gründe, weßhalb Gallicius trotz der großen Verdienste, die er sich um die Reformation, besonders im Engadin, erworben hatte, bei diesem Anlaß übergangen wurde, sind uns nicht bekannt; wir können sie nur ahnen. Jedenfalls geschah es nicht ohne Absicht und nicht mit seinem Willen; vielmehr deuten Aeußerungen in den Briefen aus dieser Zeit darauf hin, daß er Bullinger einen Theil der Schuld beimaß, und zwar, wie es scheint, mit Recht. Der Zürcher Reformator kannte den mit ihm fast im gleichen Alter stehenden Bündner zwar nicht persönlich, jedoch aus etwa zwanzigjährigem Briefwechsel, und wenn er auch seine Verdienste willig anerkannte und die Schwierigkeiten nicht unterschätzte, mit denen jener zu kämpfen hatte, war ihm doch so manches bekannt, was ihm Gallicius nicht als den charakterfesten Mann erscheinen ließ, der für den verantwortungsreichen Posten gefordert werden mußte.

Auch für den Rath von Zürich war es keine leichte Aufgabe, den Mann zu finden, der mit guter Zuversicht den Churern empfohlen werden durfte. Daß die Verhältnisse in Bünden weit weniger einfach lagen als in ihrem eigenen Gebiet, war den Rathsherren nicht verborgen; denn Manche unter ihnen hatten schon Gelegenheit gehabt, einen Einblick in das dortige Parteigetriebe zu gewinnen, wenn sie in's Land gekommen waren, um in Zwistigkeiten oder Unruhen zu vermitteln. Sie wußten daher recht wohl, daß es galt, eine Persönlichkeit zu finden, die mit großer Einsicht und Thatkraft ein vorsichtiges, nicht durch

Schroffheit verletzendes Auftreten verband. Wenn trotzdem die Wahl des Rathes auf den erst im dreißigsten Jahre stehenden Zuchtmeister am Fraumünster fiel, so ist dieß das beste Zeugniß für die große Anerkennung, die Fabricius für sein bisheriges Wirken in Kirche und Schule von der Behörde gezollt wurde, und ebenso für die günstige Meinung, die Bullinger von dem Neffen seines verstorbenen Freundes hegte. Denn unzweifelhaft war sein Rath für die Wahl bestimmend gewesen. Bei seiner Entscheidung ließ sich der Reformator aber nicht blindlings von seiner Vorliebe leiten, sondern hatte sicher reiflich erwogen, ob der bis dahin fast nur den gelehrten Studien ergebene, dem Getriebe der Welt fernstehende junge Freund sich werde behaupten können in einer Stellung, deren Schwierigkeiten er selbst in Folge langjähriger Verbindung mit den bündnerischen Reformatoren wohl zu beurtheilen wußte. Das feste Vertrauen auf den lauteren, frommen Charakter seines Schützlings mag für Bullinger den Ausschlag gegeben haben; zugleich aber hegte er offenbar die Zuversicht, daß jener die mangelnde Weltkenntniß sich rasch aneignen werde, und wie die Folge zeigte, hatte er sich hierin nicht getäuscht.

Ende Februar 1557 kam Fabricius, von einem zürcherischen „Ueberreiter“ geleitet, nach Chur, um die Probepredigt zu halten. Gallicius bemerkte über sie in einem Brief an Bullinger, er habe aus ihr ersehen, daß der Bewerber für das Predigtamt außerordentlich befähigt sei, und ähnlich lautete offenbar das allgemeine Urtheil. Fabricius kehrte nach Zürich zurück mit einem Schreiben des Rathes, das außer der Bitte um seine Ueberlassung auch die Anstellungsbedingungen enthalten haben mag, und wurde jetzt den Churern zunächst auf drei Jahre zugesagt. Sein Vetter berichtet darüber: „Er nam disen eerlichen bruff mit fröuden an; doch begärt er an unser gnädige herren, daß man im brief und sigel gäben wölte, daß er sinen regressum

wider zu inen haben ſölte und möchte; auch daß man inn des dienſts, der ghorſamme und arbeit hernach wölte laſſen genießen und ſiner kinden in gnaden indänk ſin. Diſe brief wardend im beſter form."

In der zweiten Woche April erfolgte die Ueberſiedlung. Damals und noch lange nachher benützte man für die Reiſe nach dem Bündnerland von Zürich aus bis Walenſtadt allgemein die Waſſerſtraße. Allwöchentlich fuhren an beſtimmten Tagen die Schiffe, auf welche die Bündner Kornhändler das auf dem Markt in Zürich gekaufte Getreide verladen hatten, den See aufwärts und durch die Limmat (und Maag) dem Walenſee zu, und auch die Reiſenden pflegten dieſe Kornſchiffe zu benützen. Erſt in Walenſtadt, wo ſich eine große Suſt befand, wurden die Waaren ausgeladen und von da auf Wagen weiter geführt, während die Reiſenden, wenn ihre Mittel es erlaubten, Pferde oder Wagen beſtiegen, andernfalls zu Fuß weiter zogen. Fabricius hatte mit ſeiner Familie bis Walenſtadt eine günſtige Fahrt; er ſchreibt, ſie ſeien über den See förmlich dahin geflogen. Ein vom Churer Rath entgegen geſchickter Reiſewagen erwartete den neuen Pfarrherrn, und auch Frachtgelegenheit für den Hausrath war vorgeſehen. Die Koſten aber durfte nachträglich, was ihn offenbar keineswegs angenehm berührte, der Einziehende ſelbſt beſtreiten. Die Ankunft in Chur mag um den 9. April erfolgt ſein. Von dem Empfang, der Fabricius zu Theil wurde, wird in ſeinen Briefen leider nichts berichtet. Dagegen iſt anderwärts [1]) überliefert, eine Abordnung, die aus den angeſehenſten Angehörigen ſeiner Kirchgemeinde beſtand, ſei ihm mehrere Meilen weit bis nach Sargans entgegen gezogen, und die ganze Bevölkerung habe ihn mit lautem Jubel aufgenommen.

---

[1]) A. Porta, Historia reformationis ecclesiarum Ræticarum I, 2, S. 279.

Sozuſagen mit der Ankunft des Fabricius in Chur beginnt ein Briefwechſel zwiſchen ihm und Bullinger, der durch mehr als neun Jahre von beiden Seiten mit ſolchem Eifer unterhalten wurde, daß die noch erhaltenen Briefe Bullinger's zu einem Band von mehr als ſechshundert Seiten vereinigt werden konnten und die in vielen Bänden verſtreuten Briefe ſeines Schülers zuſammen einen Band von ähnlichem Umfang füllen würden. In dieſer Correſpondenz können wir nicht nur Schritt für Schritt verfolgen, wie Fabricius ſich mit großer Energie in die ungewohnte Thätigkeit einlebte und darauf unter ſchwierigen Verhältniſſen den an ihn geſtellten Anforderungen gerecht zu werden wußte, freilich ſtets berathen und aufgerichtet durch den treuen Freund, ſondern es tritt uns daraus auch ein durch keinen Mißton getrübtes, inniges Verhältniß zwiſchen dem Meiſter und ſeinem Schüler entgegen, wie es zwiſchen Vater und Sohn nicht ſchöner beſtehen kann. Schon rein äußerlich iſt der Umfang der Correſpondenz ein ſprechendes Zeugniß dafür, wie nahe die beiden Männer einander geſtanden haben müſſen. Ein ſo unermüdlicher Briefſchreiber Bullinger auch war, zu einem ſo regen Verkehr hätte ihn die bloße Rückſicht auf die beſondere Bedeutung, die er dem engen Anſchluß der bündneriſchen reformierten Kirche an die zürcheriſche beimaß, doch kaum beſtimmen können; es muß vielmehr perſönliche Zuneigung ihn dazu veranlaßt haben.

Die vielſeitige Thätigkeit des Fabricius in Chur und ſein Verhältniß zu Bullinger an Hand dieſes Briefwechſels im Einzelnen zu verfolgen, iſt hier nicht möglich; wir können nur den Verſuch machen, das Wichtigſte herauszuheben, um wenigſtens andeutungsweiſe ein Bild davon zu geben.

Schon von Walenſtadt aus hatte Fabricius ſeinem Schwiegervater Bericht von der bis dahin glücklichen Reiſe geſandt, und Collin hatte am 9. April mit einem poetiſchen Gruß erwidert, worin er, wie Bullinger in einem Briefe vom gleichen

Tag, ſeiner Freude darüber Ausdruck lieh und glückliche Ankunft in Chur wünſchte. Darauf mag Fabricius den Angehörigen in den erſten Wochen über die weitere Reiſe und den Empfang in Chur Mittheilung gemacht haben; doch iſt uns davon nichts bekannt, da die Familienbriefe verloren gegangen ſind. An Bullinger zu ſchreiben, fand er erſt am 19. April die nöthige Muße, und dieſer Brief blieb erſt noch eine Woche liegen, ehe er, um ein Poſtſcriptum erweitert, befördert werden konnte, offenbar, weil ſich der Feiertage wegen kein Bote fand. Fabricius war nämlich gerade auf die Oſterzeit in das neue Amt eingetreten und hatte ſo gleich Gelegenheit, den Umfang der übernommenen Aufgabe kennen zu lernen. Die große Zahl der Predigten fiel ihm ſehr ſchwer; er klagte, erſt jetzt erkenne er, welch' gewaltige Laſt ihm aufgelegt ſei; kaum bleibe ihm Zeit, ſich zu ſammeln und aufzuatmen. Wäre nicht in der ganz unerwarteten Berufung ſo ſichtlich Gottes Fügung zu gewahren, ſo müßte er fürchten, von innerer Unruhe aufgerieben zu werden. Was ihn ſo bedrückte, war aber keineswegs nur die Arbeitslaſt, auch nicht der Umſtand, daß er das Leben in Chur ſehr theuer fand, — es koſte Alles doppelt ſo viel wie in Zürich, ſchreibt er, — ſondern ihn beunruhigte vor Allem die Sorge, wie wohl das Verhältniß zu ſeinem Amtsbruder ſich geſtalten und ob er im Stande ſein werde, in der bündneriſchen reformierten Kirche, an deren Spitze er jetzt ſtehen ſollte, beſſere Zuſtände zu ſchaffen. Denn in der kurzen Zeit ſeit der Ueberſiedlung nach Chur hatte er ſchon mancherlei erlebt und noch mehr vernommen, was geeignet war, ſeine frohe Zuverſicht herabzuſtimmen. Daß Gallicius in Folge der erfahrenen Zurückſetzung den ihm vorgezogenen, noch dazu weit jüngeren neuen Prediger mit kühler Reſerve aufnahm, hatte dieſer wohl ſelbſt kaum anders erwartet; doch mochte er gehofft haben, es werde bald gelingen, ein freundſchaftliches Verhältniß herzuſtellen. Aber es hatte gar nicht

den Anſchein, als ob das ſo leicht möglich ſein werde; vielmehr ſah Fabricius ſchon in den erſten Wochen ſich genöthigt, ſeinem Collegen recht ſcharf entgegen zu treten, und was er ſonſt über dieſen vernahm, mußte ihn mit banger Sorge für die Zukunft erfüllen.

Jener Johannes Pontiſella, der Anfangs der Vierziger Jahre als Proviſor am Großmünſter und Pfarrer von Schwamendingen die gleiche Stelle wie ſpäter Fabricius bekleidet und deſſen Ueberſiedlung nach Chur dem Letztern Gelegenheit zu ſeinen erſten Verſuchen im Predigen geboten hatte, war jetzt in ſeiner Stellung als Rektor der Nikolaiſchule in Chur, d. h. des Gymnaſiums des Gotteshausbundes, gefährdet und zwar hauptſächlich deßhalb, weil er ſich mit Gallicius nicht recht zu vertragen wußte. Woraus die beidſeitige Abneigung entſtanden war, iſt nicht bekannt; jedenfalls trugen Beide Schuld an den Mißhelligkeiten. Pontiſella mag ſich verletzt gefühlt haben, weil Gallicius, auch als er aus dem Engadin nach Chur übergeſiedelt war, ſeine Söhne ſelbſt unterrichtete, ſtatt ſie in die öffentliche Schule zu ſchicken. Umgekehrt aber trachtete dieſer, der kurz vor Pontiſella etwa ein Jahr lang an der gleichen Schule gelehrt hatte, offenbar danach, Einfluß auf ſie zu gewinnen, und da er nicht wie ſein Vorgänger Blaſius zum Schulherrn ernannt worden war, wußte er es dahin zu bringen, daß die Wahl eines beſondern Schulinſpektors beſchloſſen und er ſelbſt hiefür in Ausſicht genommen wurde. Dagegen aber ſträubte ſich Pontiſella, wollte ihn nicht zum Vorgeſetzten haben und hatte durch allerlei ungeſchickte Reden es ſchließlich ſo weit gebracht, daß ihm ſchon auf den Herbſt 1556 die Stelle gekündigt worden war. Gleichwohl war die Angelegenheit noch nicht erledigt, ſollte aber jetzt entſchieden werden.

Nun war es ſehr natürlich, daß Fabricius in Chur vor Allem zu Pontiſella ſich hingezogen fühlte; denn dieſer war

gleich ihm ein Zögling der Zürcher Schule, hatte zürcheriſche Stipendien genoſſen, war in den Dienſt der dortigen Kirche getreten und dann von der Behörde auf das Geſuch der Schulherren in Chur den Bündnern als Rektor ihrer Lateinſchule überlaſſen worden. Er konnte alſo dem neuen Pfarrherrn ſo recht als ein Schickſalsgenoſſe gelten, und es war faſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſer gerade bei ihm Rath und Belehrung über die neuen Verhältniſſe ſuchte. Für die Beziehungen zu Gallicius aber war das nicht ſehr förderlich. Schon daß Fabricius, als gegen Ende des Monats Pontiſella's Sache vom Churer Rath behandelt wurde, ſich des Freundes energiſch annahm und dabei dem Amtsbruder kräftig entgegentrat, mußte dieſen erbittern. Da Gallicius aber gleichwohl Verweiſung der Angelegenheit an die erſt nach Pfingſten zuſammentretenden Commiſſarien des Gotteshausbundes durchſetzte, während Fabricius beantragt hatte, der Rath ſolle ſich ſofort ſchriftlich bei ihnen für Pontiſella verwenden, konnte er glauben, ſeinen Zweck doch erreicht zu haben; wenigſtens fürchtete Fabricius, Pontiſella werde „armut halb" ſich nicht mehr ſo lange halten können, und bat deßhalb Bullinger dringend, zu ſeinen Gunſten an den Bürgermeiſter Ambroſius Marti zu ſchreiben; wolle dieſer „ſich dahinder legen", ſo glaube er, „Philipus müſte abſtan".

Schlimmer aber als dieſe Differenz in einer Sache, über die ja Fabricius in guten Treuen anderer Meinung ſein konnte, war der Umſtand, daß er, offenbar aus Pontiſella's Mittheilungen, von dem Kollegen eine äußerſt ungünſtige Meinung gewonnen hatte. Wenn ſchon er keinen Namen nennt, kann doch nur Gallicius gemeint ſein, wenn er ſchreibt, es bedrücke ihn, daß er es mit einem hinterliſtigen Menſchen zu thun habe: „Wollte ich Dir ſeine Umtriebe ſchildern, das Papier ginge mir aus." Und nur auf Jenen kann es gehen, wenn Fabricius, auf die kirchlichen Zuſtände übergehend, bemerkt: Genaueres

könne er noch nicht berichten; jedenfalls seien viele Gemeinden ohne Pfarrer. Aber es hänge Alles ab vom Gutdünken eines Einzigen, und der sei, so viel er merke, den Zürchern nicht hold. „Er wurdi ee kämifäger anstellen.“ Wollte er sich nicht Mäßigung auferlegen, so wäre über die unwürdigen Zustände gar Viel zu schreiben ꝛc.

Wie sollte bei solchen Aussichten Fabricius frohen Muthes der Zukunft entgegensehen? Das daraus entspringende Gefühl der Unsicherheit mußte aber noch erhöht werden durch den inzwischen gewonnenen Einblick in die sonstigen Verhältnisse, deren gänzliche Verschiedenheit von allem bisher Gewohnten ihm erst in diesen Wochen so recht zum Bewußtsein gekommen sein mag. Denn nicht nur die staatlichen Zustände Graubündens, diese bis zum Uebermaß ausgebildete Demokratie, mußten ihn, mit der aristokratischen Regierungsart von Zürich verglichen, höchst fremdartig anmuthen, sondern es waren da auch noch andere, ganz ungewohnte Verhältnisse, in denen sich zurechtzufinden er erst lernen sollte. Es galt, sich klar zu werden, welche Stellung er dem Bischof und seinen Domherren gegenüber einzunehmen und ebenso, wie er sich dem französischen Gesandten gegenüber zu verhalten habe. Von Ersterem zwar glaubte Fabricius sich Gutes versprechen zu dürfen, da zuverlässige Leute versicherten, er habe früher Bullinger's erklärende Schriften eifrig gelesen; auch war ein Canonicus dem neuen Pfarrherrn unerwartet freundlich entgegengekommen, und der Bischof selbst, mit dem Fabricius, ehe er seinem Briefe die Nachschrift beifügte, zusammengetroffen war, hatte sich ebenfalls sehr freundlich zu ihm gestellt und sich zu allem Guten erboten. Vom französischen Gesandten sodann war Fabricius schon mehrmals mit Einladungen beehrt worden; doch war er entschlossen, zunächst sowohl ihm wie dem Bischof gegenüber sich zurückhaltend zu zeigen, bis er einen besseren Einblick in alle Verhältnisse gewonnen habe.

Bullinger, der mit Spannung den ersten Berichten des jungen Freundes entgegengesehen haben mag, ließ es nicht an ermuthigendem Zuspruch fehlen, so daß Fabricius in seinem nächsten Briefe (vom 17. Mai) ihm seinen Dank aussprach dafür, daß er so häufig schreibe und ihn hierin ganz gleich einem Sohne halte; noch kein Bote sei von Zürich ohne einen Brief gekommen (uns freilich sind gerade diese ersten Schreiben nicht alle erhalten). Die Belehrung und Aufrichtung, die er daraus schöpfen könne, thue ihm sehr Noth; denn bis dahin habe er wohl längere Zeit sich auf dem Felde der Musen eifrig getummelt und vielleicht sich einige Gelehrsamkeit angeeignet, dagegen keine oder nur geringe Lebenserfahrung. Von Natur der Einsamkeit zugethan, die ja auch von den Musen bevorzugt werde, habe er am liebsten sie aufgesucht; jetzt aber dürfe er nicht mehr der stillen Naturbetrachtung sich hingeben, sondern müsse sich den Menschen, den seiner Obhut anvertrauten Christen widmen und könne gar nicht sagen, wie sehr ihm da der väterliche Rath und Zuspruch zu Gute komme. Was Bullinger von der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit des französischen Gesandten, Matthias Coignet, ihm geschrieben, sei ihm sehr lieb zu vernehmen; wenn Jener nur die Geschäfte seines Königs führen könne, ohne daß die Sache der Kirche dadurch Schaden nehme. Im Uebrigen habe er selbst inzwischen dem Gesandten erklärt, daß er mit seinem Amtsgenossen darnach trachten werde, dem Bündnervolke seine Freiheit ungeschmälert zu erhalten. Und auf den Einwand des Gesandten, daß man doch sein Wort selbst einem Feinde halten müsse, habe er entgegnet: in Kriegsgeschäfte mische er sich nicht; jedoch als Diener des göttlichen Wortes werde er, so viel an ihm liege, Alles aufwenden, um die Bürger vom Solddienst abzubringen, und diesen Vorsatz habe der Gesandte selbst nicht mißbilligen können, dem er im Uebrigen sich zu allen Diensten erboten habe, die einem rechten Mann und Christen

anſtünden. Ueber die herrſchende Stimmung im Land berichtet Fabricius, es beſtehe im Obern Bund, wie es heiße, in Folge der Umtriebe kaiſerlicher Geſandter, die ſich in den letzten Wochen im Lande aufgehalten hätten, Neigung, das franzöſiſche Bündniß zu kündigen. Er ſelbſt aber hatte in der kurzen Zeit ſeines Aufenthaltes in Chur ſchon die Ueberzeugung gewonnen, daß kaum daran zu denken ſei, daß das Bündnervolk je von der Hinneigung zu dem fremden Kriegsdienſt abgebracht werden könnte; denn da jede Gemeinde ihr eigener Herr ſei, beſtehe weit größere Gefahr zwieſpältigen Handelns als in einem Lande, wo eine Oberbehörde über Wohl und Wehe der Unterthanen zu entſcheiden habe, und geſetzt auch, daß man heute das Bündniß mit Frankreich aufgeben wollte, ſo würde man vielleicht bei erſter Gelegenheit ſich ſelbſt darum bewerben oder gar ein Bündniß mit dem Kaiſer eingehen, was noch ſchlimmer wäre und einen Bürgerkrieg erzeugen könnte.

Bullinger antwortete auf den Brief ſchon nach wenigen Tagen (am 21. Mai) in durchaus zuſtimmendem Sinne. Selbſtverſtändlich trete Fabricius, der aus der ſtillen Studierſtube plötzlich mitten in's Weltgetriebe hineingeſtellt ſei, manches Ungeahnte entgegen, und es gebe für ihn gar Viel zu lernen; doch ſolle er nur guten Muthes ſein; mit Gottes Beiſtand werde es wohl gelingen, und ein Tag lehre den andern. Er ſolle ſtets an den Spruch denken: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben," und möge darnach trachten, die Reinheit des Glaubens und der Lehre zu erhalten. Die Freundſchaft Friedrich's von Salis (dem Fabricius durch ihn empfohlen war) werde ſich gewiß als nützlich erweiſen, und auch zum franzöſiſchen Geſandten könnten ohne Schaden für das Land gute Beziehungen unterhalten werden. Bullinger legte darauf deßhalb Gewicht, weil er hoffte, durch Coignet auf den franzöſiſchen Hof im Intereſſe der Glaubensgenoſſen in Frankreich einwirken

zu können. Im Uebrigen billigte er durchaus das Verhalten des Fabricius in Hinsicht auf das französische Bündniß und die Ansicht, daß es einem Bündniß mit dem Kaiser doch noch weit vorzuziehen sei.

Allmählich gewöhnte sich Fabricius an die bündnerischen Verhältnisse und verlor jenes bange Gefühl, das in den ersten Wochen auf ihm gelastet hatte. Zwar kosteten ihn die häufigen Predigen noch immer viel Arbeit, und er klagte, daß er in Folge der Ueberlastung keine Lust zur Aufnahme der früheren Studien mehr fühle; jedoch hatte er die Befriedigung, seine Predigten eifrig besucht zu sehen, und durfte sich großen Entgegenkommens von Seiten der Bürgermeister und des Rathes wie der Bürgerschaft rühmen. Auch das Verhältniß zu Gallicius gestaltete sich leidlicher. Fabricius schreibt darüber zu Ende des Jahres, sie seien einander jetzt etwas näher gekommen; er gibt zu, in der ersten Zeit einen Fehler begangen zu haben, dadurch, daß er zu hitzig für Pontisella eintrat, weil er sah, daß mit Zurückhaltung nichts auszurichten sei; doch glaubt er immerhin, nicht anmaßend gewesen zu sein. Pontisella's Sache hatte inzwischen doch noch einen für diesen günstigen Ausgang genommen; er war wieder als Rektor bestätigt worden und bekleidete, ohne daß weiterhin etwas von Klagen und Zerwürfnissen verlautet, das Amt bis zu seinem Tod.

Im November des Jahres hatte ein Landgeistlicher um Rath gebeten, wie er es zu halten habe mit einem Knaben, der von einem Laien getauft war. Die beiden Pfarrer in Chur waren nicht der gleichen Ansicht; Fabricius wollte die Taufe, vorausgesetzt, daß sie in gehöriger Weise, d. h. im Namen des Vaters, Sohnes und h. Geistes vorgenommen sei, gelten lassen, den Laien aber, der sie vorgenommen, der Civilbehörde überweisen; denn seine Handlung sei keinesfalls zu billigen. Gallicius dagegen glaubte, das Kind müsse unter allen Umständen nochmals

getauft werden, damit nicht das Anſehen der Geiſtlichkeit Schaden leide; ſchließlich erklärte er ſich jedoch einverſtanden, Bullinger's Urtheil einzuholen. Dieſer theilte die Auffaſſung des Fabricius. In ſeiner Antwort beklagte er ſich, daß Gallicius ihm nicht mehr ſchreibe (vom 10. April bis 13. Dezember 1557 liegt kein Brief von ihm vor), worauf dieſer erwiderte, da Bullinger ſeit Ankunft des Fabricius nie mehr an ihn geſchrieben habe, ſei er der Anſicht geweſen, ſeine Briefe ſeien nicht willkommen, und er habe, da ja doch der Amtsbruder regelmäßig berichte, nicht läſtig fallen wollen. In der Tauffrage wagt er Bullinger's Anſicht nicht entgegen zu treten, rechtfertigt aber ſeinen Standpunkt durch den Hinweis auf den bisher in Bünden beobachteten Brauch, der ſeinen Grund darin habe, daß manche Gemeinden begonnen hatten, allgemein die Laientaufe zu üben und nun überhaupt keine Geiſtlichen mehr nöthig zu haben meinten.

Die Meinungsverſchiedenheit in dieſer Frage hinderte jedoch nicht, daß zwiſchen den beiden Pfarrern im Uebrigen ſich ein leidlich gutes Einvernehmen anbahnte, und zu Anfang des folgenden Jahres brachte gemeinſame Bemühung um die Sache der Reformation ſie einander noch näher [1]). Der Abt von Pfäfers, dem vor der Reformation in Chur gewiſſe Zehnten zugeſtanden waren, hatte ſchon in den Vierziger Jahren Anſtrengungen gemacht, ſie wieder zu erlangen, jedoch vergeblich. Jetzt wurde die Angelegenheit neuerdings betrieben, und auf einem Tag, der am 10. Januar 1558 in Walenſtadt von Boten der VII alten Orte und der III Bünde wegen anderer Anſtände gehalten wurde, ſollte auch die Beſchwerde des Abtes behandelt werden. Die Beklagten waren aber nicht erſchienen, ſondern hatten verlangt, vor ihrem ordentlichen Richter, d. h. vor dem Gericht in Chur belangt zu werden. Deßhalb legten die Boten der VII Orte

---

[1]) Vgl. zum Folgenden Ferd. Meyer, Mißlungener Verſuch ꝛc. im Schweizer. Muſeum 1838.

den Bündneriſchen auf, dafür zu ſorgen, daß die Zehntpflichtigen angehalten würden, den Zehnten zu entrichten oder das Recht in Walenſtadt zu ſuchen. Bei dieſem Anlaß hatte namentlich der zürcheriſche Abgeordnete, Rathsherr Sproß, eine recht kräftige Sprache geführt, was man in Chur gar nicht gern hörte, weil die Entſcheidung des Streites ganz bedenkliche Folgen nach ſich ziehen konnte. Schon ließen nämlich auch die Domherren öffentlich verlauten, wenn der Abt den Zehnten behaupte, ſo hätten ſie eine Handhabe, mit Hülfe der Eidgenoſſen oder der katholiſchen Partei in Bünden, die ihnen vorenthaltenen Zehnten wieder an ſich zu ziehen, wodurch das arg geſunkene Anſehen des Bisthums und ſein Einfluß wieder ſehr gehoben worden wäre zum Nachtheil der Reformation; außerdem war zu befürchten, daß eine ſolche gewaltſame Aenderung der Beſitzverhältniſſe, die ſich ſeit der Reformation herausgebildet hatten, auch ſonſt gefährliche Erregung im Lande hervorrufen könnte.

Es erſuchte deßhalb der Churer Bürgermeiſter Tſcharner Fabricius, er möge Bullinger genauer von der Sachlage unterrichten und ihn bitten, auch den Rath in Zürich darüber aufzuklären. Fabricius legte in ſeinem Schreiben außerdem dar, wie das beſte Mittel, das Bisthum zu ſtürzen, in der Hinterhaltung der Einkünfte beſtehe; ſollten dagegen die Domherrenſtellen wieder einträglicher werden, ſo würden wie vor Zeiten die adeligen Geſchlechter darnach trachten, ſie mit ihren Angehörigen zu beſetzen, und würden deßhalb das Bisthum zu erhalten ſuchen. Andernfalls, wenn das Bisthum geſtürzt werden könnte, ſei freilich nur geringe Ausſicht, für die Kirchen und Schulen viel zu retten; das Meiſte würde unter die elf Gerichte des Gotteshausbundes vertheilt werden. Aber gleichwohl müſſe man jetzt einzig darnach trachten, den Sturz herbeizuführen, und das Uebrige der Zukunft überlaſſen. Fabricius nahm damit ein Unternehmen, das ſchon einige Jahre vorher Galli-

cius durchzuführen gesucht hatte, wieder auf; er meinte, der Bischof selbst würde in einen Auskauf willigen, und ebenso würden die Domherren sich zufrieden geben, wenn man sie auf Lebenszeit im Genusse ihrer Pfründen ließe. Bullinger, der 1554 Gallicius seinen Rath für die geplante Reformation des Bisthums zugesagt hatte, hegte dieß Mal schwere Bedenken. Sowohl dem Abt von Pfäfers wie dem Bisthum gegenüber konnte man nämlich für ein Vorgehen in der beabsichtigten Weise sich einzig auf eine Bestimmung in den Ilanzer Artikeln berufen, wonach Niemand schuldig sein sollte, Zehnten zu entrichten, über die nicht Brief und Siegel vorgewiesen werden könne. Diese Bestimmung aber erschien dem Reformator und vielen andern Leuten unbillig; sie meinten, nicht derjenige, der einen Zins bezogen habe, müßte in einem solchen Fall sein Recht erweisen, sondern der Andere, der den Zins verweigern wolle, und dagegen helfe auch der Einwand, daß die Zinsen nicht richtig verwendet worden seien, nicht viel. So seien im zürcherischen Gebiet noch immer der Bischof und die Domherren von Konstanz im Genuß von Zehnten, die ihnen die Regierung nicht genommen habe; nur soweit, als sie selbst Herren seien und ihr Stift und Klostergut gehe, hätten sie reformiert, und auch die Unterthanen würden angehalten, den Aebten von Petershausen, Kreuzlingen, Fischingen, Rheinau, Wettingen, Muri, Einsiedeln und St. Gallen ihre Einkünfte zu entrichten. Deßhalb sei gar nicht zu erwarten, daß die Regierung ihre Hülfe und ihren Schutz Leuten angedeihen lassen werde, die ein gegentheiliges Vorgehen beabsichtigen. Als um diese Zeit Friedrich von Salis sich nach Zürich begab, besprach Bullinger, den Fabricius darum gebeten hatte, sich auch mit diesem eingehend, und sagte trotz der von ihm auseinandergesetzten Schwierigkeiten seine Hülfe für Ausarbeitung eines Reformationsplanes zu. Doch warnte er ausdrücklich davor, sich in irgend welche Gewaltthätigkeiten

einzulaſſen oder ſolchen beizuſtimmen, worauf Fabricius beſchwichtigend erwiderte, er denke nicht an Gewalt, ſondern ſei geſonnen, auf geſetzlichem Wege vorzugehen. Der Streit mit dem Abt von Pfäfers wurde, wie auch Bullinger wiederholt gerathen hatte, nach einigen Monaten beigelegt durch gütliches Uebereinkommen, wonach ſich der Abt mit einer mäßigen Loskaufsſumme abfinden ließ. Den Plan einer Säculariſation des Bisthums aber, den dieſer Streit angeregt hatte, mußten die Churer Pfarrherren, da ſie nirgends rechte Unterſtützung fanden, fallen laſſen, um ihn bei günſtigerer Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Um ſo mehr wandte Fabricius jetzt ſeine Aufmerkſamkeit den kirchlichen Angelegenheiten zu, in denen ihm vermöge ſeiner Stellung die Führung zukam und die ihm viel Sorge und Mühe verurſachten. Nicht nur daß die laue Haltung einflußreicher Männer der Sache der Reformation großen Abbruch that, ſo in Chur ſelbſt die Heirath einer Tochter des Bürgermeiſters Ambroſius Marti mit dem Bruder des Dompropſtes, einem Herrn von Salis, bei welchem Anlaß ſich Fabricius auch über den zweiten Bürgermeiſter Tſcharner weniger günſtig als ſonſt äußert, ſondern es herrſchten faſt im ganzen Lande Zuſtände, die einer Beſſerung dringend bedurften. Wohl war (wenigſtens im Gotteshausbunde) die Mehrheit der Gemeinden der Reformation zugethan; aber kaum die Hälfte war mit Pfarrern verſehen, und unter dieſen gab es noch manche, die „verloffene“, von der Synode längſt excommunicierte Prediger angeſtellt hatten, weil dieſe ſich um geringes Geld dingen ließen. Zwar beſtand ein Verbot der drei Bünde, keinen Geiſtlichen anzuſtellen, der nicht von der Synode oder wenigſtens von den Churer Pfarrern examiniert und admittiert war; aber das Verbot wurde nicht beachtet: „Denn wer will die ſtraffen, die ſelbs herren ſind und ſyn wöllend“. Es ſtand ſo ſchlimm, daß

Fabricius erklärt, man könne einem redlichen Man nicht einmal rathen, ſich nach Bünden zu begeben und da eine Pfarrſtelle anzunehmen, noch auch ſeine Kinder zum Kirchendienſt heranzuziehen; denn ſelbſt, wenn man noch Pfarrer hätte, ſo würde es am Gelde fehlen, um ſie zu beſolden. Es komme vor, daß vier Pfarreien in einem Thal kaum ein Einkommen von 70—90 Gulden aufbrächten; nehme dann einer eine ſolche Stelle an, ſo habe er den einen Sonntag da, den andern dort zu predigen, und die Beſoldung müſſe er ſelbſt bei den Bauern einziehen, die ihm ſtatt des Geldes meiſt nur Naturalien gäben. Dazu werde keiner für länger als ein Jahr angeſtellt; melde ſich inzwiſchen ein anderer, der mit fünf Gulden weniger vorlieb nehme, ſo wähle man den. In einer Gemeinde im Bergell müſſe man ſogar jedes Mal erſt das franzöſiſche Jahrgeld abwarten, um den Pfarrer bezahlen zu können. Komme ferner einmal zur Seltenheit ein Prediger an einen Ort, wo man keinen eigenen habe, ſo höre man ihn an und lache, und wenn acht Tage ſpäter ein Prieſter ſich einfinde, ſo mache man es dem ebenſo. Eine weitere Schwierigkeit beſtand ſodann in der doppelten Landesſprache; da ſollte oft der Gleiche an einem Sonntag in der einen Gemeinde deutſch und am folgenden in einer andern romaniſch predigen. Aber gerade an ſolchen Geiſtlichen, die des Romaniſchen kundig waren, beſtand arger Mangel, und die Italiener, die in großer Zahl aus Italien nach den bündneriſchen Unterthanenlanden flüchteten, konnten auch nicht herangezogen werden, weil ſie von den Romanen nicht recht verſtanden wurden und des Deutſchen unkundig waren. Das einzige Mittel, dieſen Mißſtänden abzuhelfen, wäre nach der Anſicht des Fabricius geweſen, „ſo gott ſovyl gnaad gäbe, das man möchte uß dem geſtifft, id est episcopatu, den kilchen zu hilff kommen; wenn man aber anhebt ze reden, wie man's nützlich möchte anwenden, ſo iſt niemand daheym".

Wie ſehr ſolche Uebelſtände Fabricius bedrücken und mit quälenden Sorgen erfüllen mußten, iſt leicht zu ermeſſen; er ſchließt einen längern Brief, in dem dieſe Verhältniſſe auseinandergeſetzt ſind, mit der Erklärung, ihm bleibe nichts übrig, als möglichſt getreu ſeine Pflicht zu erfüllen und das Uebrige dem Herrn anheimzuſtellen. Bullinger konnte ihm darin nur beiſtimmen und ſein Bedauern ausſprechen, daß bei Einführung der Reformation an ſo vielen Orten die Kirchengüter ganz der Habgier zur Beute überlaſſen worden ſeien. Wo es möglich war, ſtand er ſeinem Schüler auch nach Kräften bei und verhalf wiederholt den Bündnern zu tüchtigen Pfarrern für erledigte Stellen, ſo namentlich wiederholt für Davos; andere Male aber erwieſen auch Leute, die er den Churern zuſandte, ſich weniger geeignet. Dazu hatte Fabricius in ſolchen Fällen immer noch mit dem geheimen Widerſtand ſeines Collegen zu rechnen, der ſich ſchon verletzt fühlte, wenn Bullinger in ſolchen Angelegenheiten ſeine Briefe an Fabricius allein richtete, und noch immer den Predigern, die von auswärts kamen, wenig günſtig geſinnt war.

Sodann gaben auch die Verhältniſſe im Veltlin mancherlei Anlaß zu Sorgen. Zwar hatte ein Bundstag in Davos Ende Oktober 1557 freie Religionsübung in den Unterthanenlanden zugeſichert, und ein Jahr ſpäter beſtimmte ein anderer Bundstag, daß die dortigen Geiſtlichen eine Beſoldung von 40 Goldkronen (d. h. 64 Gulden) erhalten ſollten. Aber ſo günſtig dieſe Beſchlüſſe der Ausbreitung der neuen Lehre waren, die Führer der Reformation in jenen Landesteilen wollten ſich damit noch nicht begnügen, ſondern meinten, ſchon auf Abſchaffung der Meſſe dringen zu ſollen, obwohl noch bei weitem nicht die Mehrheit der Bevölkerung ihnen anhing, und die reformierten Gemeinden großentheils noch nicht einmal im Stand waren, ihre Geiſtlichen aus eigenen Mitteln zu beſolden, ſondern Pri-

vate sie unterhalten mußten. Dabei waren auch die Altgläubigen, dieser Förderung der Reformation gegenüber keineswegs unthätig, sondern machten den Versuch, in Ponte eine Jesuitenschule aufzurichten. Ein reicher Veltliner, der Ritter Antonio Quadrio, Leibarzt Ferdinand's I., hatte das Geld dazu gegeben. Als Bullinger davon hörte, warnte er die Churer eindringlich, sandte auch eine Schrift, woraus sie über den Jesuitenorden sich genauer informieren sollten, um der Absicht mit größerem Erfolg entgegentreten zu können. Trotz der Befürwortung durch mächtige Herren wurde 1560 durch wiederholte Beschlüsse des Bundstages die Schule aufgehoben und der Orden des Landes verwiesen. Eine andere Gefahr drohte der Reformation im Veltlin 1561, als ein päpstlicher und ein kaiserlicher Gesandter Beschwerde erhoben wegen Duldung der italienischen Religionsflüchtlinge in jenen Gebieten, sowie wegen der Beschlüsse und Maaßregeln, die zu Gunsten der Reformation getroffen worden waren. Fabricius wandte alles auf, um ihre Bemühungen durch die Einwirkung der reformierten Orte und Frankreichs zu vereiteln, worin er von Bullinger unterstützt wurde; außerdem vertheidigte er auch selbst, von der Synode und vier andern Predigern abgeordnet an den Bundstag, der im Oktober 1561 über die Begehren der Gesandten zu entscheiden hatte, die vom päpstlichen Gesandten als häretisch bezeichnete Lehre der bündnerischen reformierten Kirche in zwei Predigten, die er nachträglich zu einem Büchlein vereinigte und unter dem Titel „Der Christen Gloub" herausgab. Größere Schwierigkeit noch machte es, auch im Obern Bund die Gegenreformation erfolgreich zurückzuweisen. Eine Engelerscheinung, die 1559 ein Bauer Namens Wantzut in Panix wiederholt gesehen haben wollte, wurde mit Erfolg gegen die Neugläubigen ausgebeutet, und wenn schon der Bundstag Anfangs den auch von den Innern Orten unterstützten Bemühungen, den Reformator des Misox,

Johannes Beccaria und ſeinen Genoſſen Viscardi zu vertreiben, ſich widerſetzte, ſo mußte doch Beccaria ſchließlich den Anfeindungen weichen.

Zu mancherlei langwierigen und ärgerlichen Auseinanderſetzungen gab ferner die kirchliche Lehre mehrmals Anlaß. Nicht nur über die Taufe holte Fabricius Bullinger's Meinung ein, auch für die Ehegeſetzgebung und verbotene Verwandſchaftsgrade galt es, Normen aufzuſtellen nach dem Muſter der zürcheriſchen vor allem aber kam es wiederholt vor, daß da und dort Prediger ſich nicht an die Bekenntnißſchriften der bündneriſchen und zürcheriſchen Kirche halten wollten, ſondern in ihrer Lehre mehr oder weniger zu den verabſcheuten Anſichten der Anabaptiſten und Antitrinitarier hinneigten. So mußte Fabricius zu Anfang des Jahres 1560 vor dem Churer Rath mit einem Anabaptiſten diſputieren; ganz beſonders aber wurden dieſe Lehren von manchen der italieniſchen Religionsflüchtlinge in den Unterthanenlanden vertreten, und die Synode hatte ſich wiederholt mit Leuten dieſer Art zu befaſſen. Wegen Zwiſtigkeiten in der Gemeinde von Chiavenna, die ſich aus ſolchem Anlaß erhoben hatten, wurde 1561 von der Synode eine Confeſſion aufgeſtellt, an welche alle ſich halten ſollten; doch kam der Streit deßhalb nicht zur Ruhe, vielmehr erregte noch lange ein gewiſſer Leo das größte Aergerniß. Sogar Vergerio, der auch nach ſeiner Ueberſiedlung nach Württemberg faſt alljährlich Bünden und beſonders die italieniſchen Gebiete aufſuchte, gab Anſtoß dadurch, daß er Schriften verbreitete, die nicht im Einklang ſtanden mit der von ihm ſelbſt früher in dieſen Gegenden verkündeten zürcheriſchen Lehre, ſondern ſich der lutheriſchen Auffaſſung näherten. Später (1566) nahm auch die bündneriſche Kirche die helvetiſche Confeſſion an.

Zu all' der Arbeit, welche die Aufrechthaltung der reinen Lehre Fabricius machte, kam dann gelegentlich noch eine Auf-

forderung an Orten, die bis dahin der alten Kirche treu geblieben waren, die reformierte Lehre zu predigen. Schon Ende 1557 hatte Fabricius eine Aufforderung dieser Art von einer großen Gemeinde im Prättigau erhalten, und man knüpfte daran die Hoffnung, daß mit diesem Ort das ganze Thal sich der Reformation zuwenden werde. Bullinger schrieb ihm damals: „Wenn Du an einen Ort gerufen wirst, um dort dem Volk die noch fremde evangelische Lehre zu verkünden, so bitte Gott um seinen Beistand; im Uebrigen sei gläubig und voll Inbrunst. Betone das, was vor Allem zum Heile nothwendig ist; predige Christus und wehre den Antichrist ab, nicht durch Schmähungen, sondern durch Gründe und durch die Schrift. Alles kleinliche und rechthaberische Wesen aber lasse bei Seite.“ Wenn schon bei dieser Nachricht an Schiers zu denken ist, so gingen die Hoffnungen, die man gehegt hatte, sehr langsam in Erfüllung; denn erst 1563 konnte Fabricius dem Freunde berichten, daß dort in der Abstimmung endlich die Anhänger der Reformation gesiegt hätten.

Den Gedanken, der Reformation aufzuhelfen durch Beseitigung des Bisthums, um dessen Mittel möglichst der Hebung der kirchlichen Zustände dienstbar zu machen, gaben Fabricius und sein College trotz des Mißlingens ihrer Anstrengungen im Jahre 1558 nicht auf. Schon zwei Jahre später bot sich wieder eine Gelegenheit, den Versuch zu erneuern, da der Bischof durch sein Verhalten großen Unwillen gegen sich erregt hatte.[1]) Es wurden den Gemeinden Anträge unterbreitet, die nicht nur darauf abzielten, durch Wiederherstellung der Ilanzer Artikel von 1526 und der Bestimmungen, die 1541 bei der Bischofswahl aufgestellt worden waren, die seither mißbräuchlich wieder angemaaßten landesherrlichen Rechte dem Bischof neuerdings zu entziehen und ihn zur Rechnungsablage vor dem Gotteshausbunde zu verpflichten,

---

[1]) Vgl. Ferd. Meyer, a. a. O.

ſondern er ſollte danach auch die Verfügung über den Theil der Einkünfte des Bisthums, der zu ziemlichem Unterhalt ſeiner Perſon und ſeines Hofes nicht erforderlich war, verlieren zu Gunſten der Gemeinden des Gotteshausbundes. Die Geiſtlichen förderten dieſe Beſtrebungen nach Kräften, in der Hoffnung, es könnte dießmal gelingen, die völlige Säculariſation des Bisthums zu erreichen. Aber wieder zeigte ſich, daß ſie ſich auf Niemand verlaſſen konnten. Die Gegenpartei wandte all' ihren Einfluß auf, und wenn ſie auch nicht verhindern konnte, daß die älteren Beſtimmungen in der Hauptſache erneuert wurden, erreichte ſie doch ſoviel, daß Alles, was darüber hinausging, abgelehnt ward und dem Biſchof ſogar die weltliche Gerichtsbarkeit blieb, die ihm ſchon 1526 abgeſprochen worden war, die er aber ſeither wieder an ſich gebracht hatte. Vergeblich hatte Fabricius ein auch von Bullinger gebilligtes Gutachten ausgearbeitet über die Frage, ob ein chriſtliches Volk einem Biſchof die weltliche Macht entziehen dürfe; wir wiſſen nicht, ob die Schrift, wie er beabſichtigte, gedruckt und verbreitet worden iſt; jedenfalls that ſie ihre Wirkung nicht. Trotz des abermaligen Mißerfolges ließ aber Fabricius die Hoffnung noch immer nicht fahren. Er kam nach einiger Zeit wieder in ein ganz leidliches Verhältniß zum Biſchof und glaubte, durch deſſen Gebahren getäuſcht, er werde ſelbſt ſich für dieſe Pläne gewinnen laſſen; ſogar Bullinger neigte zu dieſer Anſicht hin. Als dann freilich beim Tode des Biſchofs 1565 ſeine Briefſchaften Fabricius in die Hände kamen, erkannte er, daß er ſich gründlich geirrt hatte. Nochmals ſchien der entſtehende Streit um die Wahl des Nachfolgers eine günſtige Gelegenheit zur Aufhebung des Bisthums zu bieten; aber es war zu ſpät; nicht einmal die Churer ließen ſich mehr für den Plan gewinnen, ganz abgeſehen davon, daß an weitere Ausbreitung der Reformation auf ſolche Weiſe um

dieſe Zeit gar nicht mehr zu denken war, vielmehr es jetzt galt, das Errungene der Gegenreformation gegenüber zu wahren.

An dieſem Kampf gegen die vom tridentiniſchen Concil ausgehende Gegenreformation hat Fabricius ebenfalls theilgenommen, nicht nur dadurch, daß er auf ſeinem Poſten treu über die ihm untergebene bündneriſche Kirche wachte, ſondern auch durch zwei Schriften, die er in den ſechziger Jahren erſcheinen ließ. Die erſte, im Juni 1562 publiziert, war in Form einer Rede abgefaßt und verfolgte den Zweck, vor aller Welt den Nachweis zu führen, daß die Vertreter der reformierten Lehre der Aufforderung zum Beſuch des Concils, das zu Anfang des Jahres wieder zuſammengetreten war, nicht Folge leiſten könnten, ohne dadurch allein ſchon die gute Sache preiszugeben. Die Schrift trug ihrem Verfaſſer nicht nur die Ehre ein, in dem 1564 herausgekommenen Index Pius IV., dem ſogenannten Tridentiner-Index, verewigt zu werden, wie ſchon ſeine Gedichtſammlung 1559 von Paul IV. auf den Index geſetzt worden war, ſondern ſie fand auch 1563 Erwiderung von Seiten zweier Vertheidiger des Concils, der Spanier Cardillus und Fontidonius. Fabricius verfaßte eine Entgegnung, ohne Anfangs an Veröffentlichung zu denken, da inzwiſchen, Ende 1563, das Concil ſich aufgelöst hatte und gegen ſeine Beſchlüſſe von mehreren Seiten, ſo auch von den deutſchen Fürſten, Proteſt erhoben worden war; von andern dazu aufgefordert und veranlaßt durch das Erſcheinen einer neuen Schmähſchrift des Cardillus, in welcher mit anderen berühmteren Reformatoren auch er ſelbſt angegriffen wurde, entſchloß er ſich aber doch zur Publikation ſeiner „Vertheidigungsſchrift für die Kirche Chriſti“. Die Vorrede iſt vom 1. Auguſt 1564 datiert und enthält die Widmung des Buches an den zur reformierten Kirche übergetretenen Kurfürſt Friedrich von der Pfalz; dagegen erfolgte die Herausgabe, durch verſchiedene Umſtände verzögert, erſt im folgenden Jahre.

Daß neben den kirchlichen Angelegenheiten auch die Politik der drei Bünde, vornehmlich das Bundesverhältniß zu Frankreich und der fremde Solddienst Fabricius lebhaft beschäftigte, haben uns schon seine ersten Briefe gezeigt. Ganz in den Anschauungen der Zürcher Reformatoren erzogen, war er gewohnt die Reisläuferei und das Pensionenunwesen als verwerfliche Mißbräuche zu betrachten, die unter keinen Umständen zu dulden, seien. Um so schwerer wurde es ihm, in seiner neuen Stellung sich plötzlich mit der Duldung dieser Uebelstände befreunden zu sollen, und doch hatte schon ein kurzer Aufenthalt in Chur genügt, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Abschaffung nach dem Vorbild Zürichs sich als unmöglich erweisen dürfte und Aufhebung des Bündnisses mit Frankreich vielleicht gar die Eingehung eines solchen mit Spanien zur Folge haben könnte. Er glaubte darum, das kleinere Uebel dem größeren vorziehen zu müssen, und wagte auch aus dem Grunde das französische Bündniß nicht ernstlich zu bekämpfen, weil gerade die Anhänger Frankreichs in der Mehrzahl zu den eifrigsten Freunden der Reformation gehörten. Auch waren bis dahin alle Versuche dieser Art an der Unbeständigkeit des Volkes gescheitert. Fünfmal hatte man, wie Fabricius schreibt, innerhalb zehn Jahren die Pensionen und das Reislaufen abgeschworen und war jedesmal wieder zu ihnen zurückgekehrt, hatte auch die Uebertretung des Verbotes nie ernstlich gestraft. Was sollte da jetzt Besseres zu erwarten sein? An dieser Auffassung des Verhältnisses, die er in den ersten Monaten sich gebildet hatte, änderten die Erfahrungen der folgenden Jahre nicht viel, so eifrig auch Fabricius immer wieder die Frage erwog. Im Dezember 1559 schon schrieb er an Bullinger, er sammle Stoff zu einer Schrift über diesen Gegenstand; ganz besonders aber gab die Erneuerung des Bündnisses im Jahre 1564 ihm Anlaß zu sorgfältigster Erwägung der Gründe, die für Beibehaltung wie für Aufhebung der Ver-

bindung angeführt werden konnten. Er bat damals Bullinger, ſich ebenfalls über die Frage auszuſprechen. Aber auch dieſer kam zu dem nämlichen Ergebniß wie Fabricius, der in wiederholten Predigten über den Gegenſtand dazu rieth, das Bündniß mit Frankreich zu erneuern, aber gewiſſe Bedingungen daran zu knüpfen, durch welche den Geboten der Religion Rechnung getragen würde. Er hegte die Abſicht, dieſe Predigten zu einem Buche zuſammenzufaſſen und herauszugeben; letzteres unterblieb nun freilich, jedoch haben wir ohne Zweifel die Zuſammenfaſſung der in den Predigten vorgetragenen Grundſätze zu ſehen in drei handſchriftlich erhaltenen Reden, die von Fabricius einem Krieger, einem Theologen und einem Politiker in den Mund gelegt ſind. Während der Erſtere den Bündnern gerade mit Rückſicht auf die Freiheit ihres Landes das Bündniß mit dem mächtigen König als äußerſt nützlich und ehrenvoll dringend anräth, der Theologe dagegen behauptet, es bedeute eine ſchwere Schädigung für den Freiſtaat und gereiche ihm weder zum Nutzen noch zur Ehre, bekennt der Politiker, er ſehe nicht ein, was gegen eine ſolche Verbindung einzuwenden ſei, falls ſie ſich abſchließen laſſe auf Bedingungen, die den Forderungen der Gerechtigkeit und Frömmigkeit nicht zuwiderliefen.

In ſolcher Weiſe alſo ſchloß Fabricius, dem doch an ſich der Standpunkt des Theologen allein als der richtige gelten konnte, einen Compromiß mit den Verhältniſſen, die zu ändern außer ſeiner Macht ſtand, trotz der religiöſen Bedenken und trotz des Unheils, das er wie Bullinger für die Zukunft des Landes davon befürchtete. Dabei ſuchte er aber wenigſtens, wo ſich eine Gelegenheit bot, aus dem Bundesverhältniß Vortheil für die unterdrückten Glaubensgenoſſen in Frankreich zu ziehen. So benutzte er ſchon Ende Auguſt 1557 die Durchreiſe des Herzogs von Guiſe, von der ihm der franzöſiſche Geſandte Matthieu Coignet vorher Kenntniß gegeben hatte, um dem Herzog eine

Bittſchrift der evangeliſchen Prediger Graubündens überreichen zu laſſen. Eindruck dürfte ſie freilich ebenſo wenig gemacht haben wie die Geſandtſchaft der IV evangeliſchen Orte, deren Abſendung nach Bullinger's Mittheilung ſchon im Mai beabſichtigt war, und die vom König im November abgefertigt wurde mit dem Beſcheide, die Eidgenoſſen möchten ſich um die innere Verwaltung Frankreichs nicht bekümmern. Dennoch machte Fabricius im folgenden Jahr, als er im März durch Bullinger Bericht erhalten hatte von neuen Verfolgungen der Glaubensbrüder in Frankreich, einen zweiten Verſuch dieſer Art. Er beſprach ſich mit ſeinem Collegen darüber, und ſie beſchloſſen, an den franzöſiſchen Geſandten zu ſchreiben, er möge bei ſeinem König auf Abſtellung der Grauſamkeiten dringen; ſollte der König dieß verweigern, ſo ſähen ſie ſich durch ihr Gewiſſen gezwungen, das Volk zur Aufhebung des Bündniſſes zu veranlaſſen. Auch Herkules von Salis, der Führer der franzöſiſchen Partei, wurde durch ſie bewogen, im gleichen Sinne beim Geſandten Vorſtellungen zu erheben. Der Geſandte war darüber ſehr beſtürzt; denn er wußte wohl und erklärte es auch unumwunden, nicht am Bündniß liege dem König ſoviel, wohl aber daran, daß ihm der Durchpaß durch Graubünden nicht verſchloſſen werde; er erklärte ſich deßhalb bereit, ſelbſt mit Eilpoſt ſich an den Hof zu begeben und das Anliegen vorzubringen. Die Pfarrer aber brachten jetzt die Sache vor den Rath und bewirkten, daß fünf Rathsherrn zum Botſchafter abgeordnet wurden, um ihn auf die drohende Gefahr hinzuweiſen. Jedoch wurde den Geiſtlichen von der Behörde auferlegt, bis zum Eintreffen einer Antwort des Königs ſich ruhig zu verhalten; ſollte dann freilich dieſe keine Milderung in Ausſicht ſtellen, ſo meinte der Rath, die Prediger nicht hindern zu dürfen, nach ihrem Gewiſſen zu handeln. Welchen Erfolg dieſe Schritte weiter gehabt haben, entzieht ſich leider unſerer Kenntniß; Coignet ſcheint

nicht lange nachher abberufen worden zu ſein und erhielt erſt im Mai einen Nachfolger. Fabricius gab Bullinger gegenüber ſelbſt zu, daß man nicht allzuviel hoffen dürfe, weil es im Intereſſe der franzöſiſchen Partei liege, dem Geſandten alles als ein bloßes Pfaffenwerk hinzuſtellen. Er glaubte zwar beſtimmt, wenn die Geiſtlichen wirklich gegen das Bündnis predigen wollten, ſo könnte die angedrohte Aufhebung durchgeſetzt werden; aber er ſchreckte vor dem Schritte zurück, weil er wußte, daß das ganze Land dadurch in ſchwere Unruhen, ja vielleicht geradezu in Bürgerkrieg verſetzt worden wäre, und weil er ſich ſelbſt ſagte, daß man den Zeitumſtänden und dem innern Frieden Zugeſtändniſſe machen müſſe; immerhin erblickte er in dem eingeſchlagenen Vorgehen ein Mittel, dem allzu ungebundenen Gebahren der franzöſiſchen Partei und der Ueberhandnahme des Reislaufens entgegenzuwirken.

Mit den franzöſiſchen Geſandten, die in den Jahren 1557 bis 1566 in Graubünden weilten, — ſie pflegten nicht in der Stadt ſelbſt, ſondern im Schloß Haldenſtein zu reſidieren — unterhielt Fabricius im Uebrigen faſt ſtets einen freundſchaftlichen Verkehr; ſie waren faſt alle der Reformation keineswegs abgeneigt. Matthias Coignet und Pomponius de Bellièvre, der in den ſechziger Jahren Geſandter bei den drei Bünden war, ſtanden auch mit Bullinger in Briefwechſel, und die Söhne des erſteren fanden längere Zeit im Hauſe des Reformators Aufnahme; dazu waren die Botſchafter auch feingebildete Männer, die ſchon darum an Fabricius Gefallen finden mußten, wie z. B. Bellièvre gelegentlich lateiniſche Gedichte mit ihm wechſelte. Bullinger ſelbſt riet ſeinem Schüler, dieſe Beziehungen zu pflegen, um die einflußreichen Männer der Reformation geneigt zu erhalten oder ganz für ſie zu gewinnen, und Fabricius empfing durch ſie nicht nur ſtets die neueſten Nachrichten, ſondern erfuhr auch viel Freundlichkeit und Ehre von ihrer Seite. Jedoch in

der Annahme von Geſchenken zeigte er ſich ſehr bedenklich, einmal weil ſie ihm als einem Zürcher verboten ſei, beſonders aber, um ſich ja nicht dem Vorwurf der Beſtechlichkeit auszuſetzen. Er legte Bullinger die Frage vor, ob er einen ihm als Andenken zugedachten Auguſtin annehmen ſolle, was Jener ſeinem eigenen Gutfinden überließ mit dem Beifügen, er ſelbſt pflege ſolche Geſchenke durch entſprechende zu vergelten. Einen Ring nahm Fabricius nach anfänglicher Weigerung zuletzt an, weil er ſah, daß die Zurückweiſung als Kränkung aufgefaßt worden wäre; dagegen gab er nach dem Berichte ſeines Vetters wiederholt prächtige Becher, die ihm in's Haus geſandt worden waren, mit Dank wieder zurück unter Berufung auf die zürcheriſche Vorſchrift.

Zu ſeiner Haltung dem franzöſiſchen Bündniß gegenüber war Fabricius, wie wir wiſſen, veranlaßt durch die ganz eigenthümlichen Verhältniſſe Graubündens, welche völlige Enthaltung von ſolchen Bündniſſen als ganz unmöglich erſcheinen ließen. Namentlich muß eine außerordentliche Beſtechlichkeit allgemein zu Tage getreten ſein. Am 4. September 1559 fährt Fabricius nach Erzählung einer im Bergell angeblich beobachteten Drachenerſcheinung, die ihm Unheil zu bedeuten ſchien, fort: „Doch was braucht es Wunder und Zeichen, da unſre Sünden ſchon lange uns den Untergang anzeigen? Alles iſt feil! ſelbſt Aemter werden nicht nach Verdienſt, ſondern nach dem Preis vergeben, und ſogar unter denen, die ſich zum Evangelium bekennen, herrſcht die ſchlimmſte Habgier. Wenn nicht Gott in wunderbarer Weiſe die Kirche in dieſen Landen ſchützte, wäre es ſchon längſt um ſie geſchehen“ u. ſ. w. Im Auguſt 1560 ſchreibt er, nie hätte er geglaubt, in zwanzig oder auch dreißig Jahren zu erfahren, was er in dieſer Stellung in zwei Jahren von der allbezwingenden Macht des Goldes kennen gelernt habe; und ein anderes Mal wieder heißt es: „Alles iſt bei uns käuflich,

und die Geldſpenden haben einen Umfang angenommen, wie es in einem Freiſtaate als ganz unglaublich erſcheinen könnte.“ Ueber die Erneuerung des franzöſiſchen Bündniſſes ſodann theilte er im Auguſt 1564 Bullinger als ein in Bünden freilich öffentliches Geheimniß mit: nie hätte man den Spanier abgewieſen, noch würde man in Zukunft ihn abweiſen, wenn nicht der Franzoſe mit ſeinem Geld und ſeinen Verſprechungen ihn durch ſeine Penſionäre aus dem Feld geſchlagen hätte. Bullinger könne ſich alſo denken, von welcher Seite, wenn der Franzoſe nicht gäbe, Geld angenommen würde. „Dieſer krieg (er meint den Wetteifer zwiſchen Spanien und Frankreich) iſt den penſioneren ein guter krieg geſyn; dan der Gallus hatt ettlichen großen capitänieren (und deren der meertheil) ir penſion müſſen meeren, hatt er ächter ſy im gewiß behalten wöllen, die dem legato heyter ußhar geſeit, ſo er das nit gäbe, ſo ſye des Philippi bott ze gäben guttwillig; aber umb der alten Dienſten willen wöllind ſy lieber den Franzoſen hulden.“

Der Aerger, den ſolche Zuſtände Fabricius verurſachten, war nicht nur, wie im letzten Fall von ihm beigefügt wird, ſeiner Geſundheit ſehr nachtheilig, ſondern ließ im Verein mit der großen Arbeitslaſt und all den andern Widrigkeiten, denen er ausgeſetzt war, den Wunſch, dieſe Stelle mit einer ruhigeren im zürcheriſchen Gebiet zu vertauſchen, immer wieder rege werden. Schon 1559 ſchrieb er an Bullinger: „Oft wünſche ich mir einen Winkel, wo ich ungeſtört in Verborgenheit leben könnte“. Aber im folgenden Jahre wurde dem Geſuch der Churer, ihn behalten zu dürfen, von Seite der Zürcher Behörde nochmals auf drei Jahre entſprochen. Doch ſcheint die Zürcher Behörde ſich für Aufbeſſerung des Gehaltes verwendet zu haben. Anfangs September erkrankte Fabricius unter heftigen Schmerzen, ſo daß er meinte, ſterben zu müſſen, und ſchrieb in dieſer Ueberzeugung an Bullinger: „Wenn Gott mich aus dieſem

kummervollen Leben abrufen ſollte, ſo veranlaſſe nicht, daß wieder ein Zürcher geſchickt werde; denn zu den zahlreichen Schwierigkeiten, die mit dieſer meiner Stellung verbunden ſind, kommt noch der höchſte Undank aller Leute.“ Und als er ſich nach einigen Tagen etwas beſſer fühlte, rechtfertigte er ſich, erſt halb geneſen, wegen dieſer Aeußerung in einem ausführlichen Briefe. Er habe ſo geſchrieben, weil er wohl gewußt, daß man einen Greis nicht ſchicken würde; daß aber ein junger Mann ſo viel Anfechtungen gleichzeitig ausgeſetzt werde, habe er auch nicht wünſchen können. Dazu ſeien jetzt mehrere einheimiſche junge Leute vorhanden, die an die Verhältniſſe beſſer gewohnt wären. Im Weitern bittet Fabricius den Reformator, er ſolle die Zürcher nicht mehr veranlaſſen, bei den Churern auf Erhöhung ſeines Gehaltes zu dringen. Denn das diene, wie er inzwiſchen gelernt, nicht zum Vortheil der Kirche. Selbſt die Gutgeſinnten ſeien überzeugt, daß ſein Gehalt etwas ganz Außerordentliches ſei, und hielten ihm vor, ſo viel habe man noch Keinem gegeben und werde man Keinem mehr geben; die Böswilligen aber nähmen die Gelegenheit wahr, den Pfarrer beim Volk verhaßt zu machen, weil der Gehalt ja nicht aus dem Gemeindeſäckel, ſondern aus Beiträgen der Bürger beſtritten werde; ſo käme nicht nur er, ſondern die Reformation in ſchlechten Ruf. „Ich wurde mir ſälbs“, ſchreibt er, „ein gewüſſen machen, wen um myner pfrund willen ein arme weſcheri oder taglöhner in irer ſtür ſölte geſteigeret werden“. Freilich ſtünden die Verhältniſſe für ihn anders wie für Comander; denn dieſer ſei reich geweſen und habe nach bündneriſcher Art gelebt; was das aber heißen wolle, danach möge Bullinger ſich bei Andern erkundigen.

Als ſodann im Frühjahr 1562 Bullinger aus ähnlichen Aeußerungen Anlaß nahm, den jungen Freund aufzurichten durch den Hinweis auf die Laſt, die er ſelbſt zu tragen habe,

da rechtfertigte ſich Fabricius: nicht aus Kleinmuth habe er ſo geſchrieben, ſondern ſei der Meinung geweſen, gerechte und triftige Gründe dafür zu haben, daß man ihn endlich erlöſen ſolle von einem Ort, an den er nur unter beſtimmten Bedingungen geſchickt worden ſei und zwar unter ſolchen, die ihn jetzt nicht mehr binden könnten. Er ſei bereit, ſich zu ergeben in den Willen des Herrn, dem allein er ſein Leben gewidmet habe; jedoch wenn es mit Gottes Willen geſchehen könnte, wünſchte er ſehr, endlich aus den Mühſalen befreit zu werden. „Nicht nach Ehren ſtrebe ich, und kein leichtfertiger Ehrgeiz treibt mich, ſondern etwas Anderes iſt es, was ich ſuche, ein Winkel, der den Studien und der Ruhe dienlich wäre; den Lärm der Stadt überlaſſe ich denen, die alles der Einſamkeit vorziehen, an welcher ich gerade allein Gefallen finde. Doch, wie geſagt, der Wille des Herrn geſchehe. Unterdeß ſehe ich, wie meine Geſundheit und meine geiſtige Kraft geſchwächt und allmählich gebrochen werden. Das Pfäferſerbad iſt in der Nähe und wäre mir ſehr zuträglich; jedoch, ich bin ſo ausgeſogen, daß ich, ſelbſt wenn ich wollte, es nicht aufſuchen könnte, und wäre auch das Geld da, ſo könnte ich kaum mich von der Kirche losreißen.“ Acht Tage ſpäter erklärt er auf einen dazwiſchen erhaltenen Brief des Freundes, er wolle gern ſich ſeinen Mahnungen unterwerfen, wiſſe auch wohl, was für Zeiten ſeien und wie wenig es gerathen erſcheine, jetzt die Stelle zu wechſeln; der Arbeit wolle er ſich ja nicht entziehen, nur ſollte auch ein Erfolg derſelben zu gewahren ſein —, und noch mehrere Wochen nachher bedeutet er, wenn er bisweilen über ſein Loos klage, ſo habe das nicht den Sinn, daß er Bullinger einen Theil der Schuld beimeſſen wollte.

Im März des folgenden Jahres gab die Nachricht vom Tod des Winterthurer Pfarrers Mathias Hirsgarter Anlaß, unter Hinweis auf die mißlichen Verhältniſſe in Chur und auf

die Verſprechungen, die Fabricius früher von den Behörden gemacht worden waren, anzudeuten, daß er es nur billig fände, wenn man ihn dem Verſtorbenen zum Nachfolger gäbe. „Wenn Gott mich von hier erlöst, wirſt Du erſt vernehmen, ob ich mit Recht begehrt habe, erlöst zu werden. Jetzt ſehe ich über Vieles hinweg, da ich danach trachte, einmal in gutem Anſehen fortgehen zu können.“ Obwohl gerade um dieſe Zeit die drei Jahre, für welche Fabricius den Churern zum zweiten Male überlaſſen worden war, zu Ende gingen, kam die Zürcher Behörde ſeinem Wunſche nicht nach, ſondern hieß ihn abermals drei Jahre ausharren. Auch dießmal ergab ſich Fabricius in die Entſcheidung im Gedanken, daß es ſo Gottes Wille ſei; „denn ich gehöre nicht zu denen“, ſchreibt er, „die dem blinden Geſchicke etwas beimeſſen.“ Bullinger hatte ſich bei dieſer Gelegenheit ſeiner ſehr angenommen, — Genaueres iſt uns leider nicht bekannt, da ein ausführlicher Bericht Rudolf Collin's nicht erhalten iſt — und dankerfüllt verſprach jener: „Wenn ich das Leben habe, ſo will ich mir fürwahr Mühe geben, daß die Deinen einſt erkennen, daß ich nicht undankbar geweſen bin. Seit der Zeit, wo Du angefangen, mich zu den Deinen zu zählen, haſt Du alle Pflichten eines treuen Vaters ſorgfältig erfüllt; möge nur auch ich nicht weniger eifrig meine Sohnesſchuld abtragen!“

So ſchickte er ſich, nicht ohne manchen Seufzer, in die Aufgabe, die ihm einmal übertragen war, auch als im Jahr 1566 noch immer nicht die gewünſchte Erlöſung erfolgte. Um ſo mehr ſehnte er ſich aber danach, wenigſtens vorübergehend mit den lieben Angehörigen perſönlichen Verkehr pflegen und mit dem verehrten Meiſter Zwieſprache halten zu können. Aus den Briefen erſehen wir auch, daß er, wie ſeine Frau, wiederholt Beſuche in Zürich machten. In der übrigen Zeit aber war es ihm Bedürfniß, in ununterbrochenem, brieflichem Verkehr Alles, was ihn bewegte, Leid und Freud, ſeinem väterlichen Berather

vorzutragen, der denn auch nicht verſäumte, auf Alles liebevoll einzugehen, und umgekehrt ihn theilnehmen ließ an ſeinen Sorgen und Mühen. Eine Freude war es ſodann für Fabricius, wenn er Beſuch erhielt von den Lieben aus Zürich oder gar Gelegenheit fand, für Bullinger's Söhne etwas zu thun, ſo als 1558 der älteſte Sohn Heinrich auf der Rückkehr von einer Reiſe nach Italien einige Tage bei ihm verweilte, und ebenſo zu Anfang des Jahres 1560 der jüngere Sohn Chriſtoph. Dieſer hatte ſich auf der Wanderſchaft — er war ein gelernter Bäcker — ohne Wiſſen und Willen des Vaters nach Venedig begeben, war dort vom Fieber erfaßt worden und konnte ſich nicht recht erholen. Mitten im Winter machte er ſich auf die Heimreiſe, traf in arg erſchöpftem Zuſtande in Chiavenna ein bei Friedrich von Salis, der damals Commiſſar der Grafſchaft war, und langte nach einigen Tagen bei Fabricius an. Dieſer nahm ihn liebevoll auf und ließ ihn erſt, als er durch die genoſſene Pflege wieder einigermaaßen zu Kräften gekommen war, die Reiſe fortſetzen. Daß Bullinger, dem Fabricius doch Alles zu ſchulden meinte, darauf beſtand, ihn für ſeine Auslagen zu entſchädigen, kränkte ihn ſehr; doch fügte er ſich ſchließlich dem entſchiedenen Wunſch des Freundes und nahm das Goldſtück, das dieſer ſeiner Frau überreichen ließ, mit Dank an.

Wie einige früher mitgetheilten Aeußerungen zeigen, war die Stellung des Pfarrers bei St. Martin auch äußerlich keineswegs glänzend. Es iſt uns aus einem Briefe vom Jahr 1560 bekannt, daß Fabricius mit dem Gehalt nicht auskam, ſondern in den erſten drei Jahren zweihundert Gulden, eine für jene Zeit recht beträchtliche Summe, von ſeinem eigenen Vermögen zuſetzte. Ein Vermächtniß der Frau ſeines einſtigen Gönners Hans Heinrich Winckeli gewährte ihm die Möglichkeit. Wie Johannes Jud erzählt, hatte ſie „ein ſonder hertz und liebe zu Fabritio“ und bot ihm deßhalb ihr Vermögen im Betrag von

etwa tauſend Gulden an gegen die Verpflichtung, ihr, ſo lange ſie lebe, ein Leibding auszurichten. Als ſie nach zwei Jahren ſtarb, hatte Fabricius noch der Magd den halben Theil auszurichten; auch dieſe ſtarb aber bald, ſo daß er nun in den vollen Genuß der Summe kam. „Das half im“, berichtet ſein Vetter, „daß er deſt bas in Chur bliben möcht, und half im, daß er noch mehr überkam und ſinen kinden ein zimlich gütli verließ an gülten, hausraat und ſilbergſchirr.“ Daraus mag Fabricius auch 1563 jenen Acker erworben haben, zu deſſen Kauf ihm der Schwiegervater in zierlichen Verſen gratulierte, die ebenſo erwidert wurden. Wie hoch der Gehalt war und ob er 1560 erhöht wurde, oder ob die Verwendung des Zürcher Rathes ihre Wirkung verfehlte, iſt nicht bekannt. Jedenfalls kam es Fabricius ſehr zu ſtatten, daß die gnädigen Herren von Zürich ihm, ſo berichtet wenigſtens Johannes Jud, jährlich ein beſtimmtes Quantum Korn um eine mäßige Summe zukommen ließen. Ob er wie ſein Nachfolger Egli gelegentlich ſelbſt in Zürich Getreide einkaufte, wiſſen wir nicht, wohl aber, daß ſein Schwiegervater ihm ſolches beſorgte.

In einem ſeiner früher citierten Briefe und ſonſt noch öfter klagt Fabricius über geſchwächte Geſundheit. Dieß berechtigt uns, eine Aeußerung in der Einleitung zu ſeiner Schrift „Von der Vorſehung“, die dem Sprecher Theokrit in den Mund gelegt iſt, auf ihn ſelbſt zu beziehen. Jener ſagt, die Aerzte hätten ihm ganz offen erklärt, daß er durch fortwährende, unausgeſetzte Anſpannung des Geiſtes ſeine Körper- und Geiſteskräfte ſchwäche und allmählich zerſtören werde, und hätten ihn deßhalb zu fleißigem Spazierengehen veranlaßt. Fabricius mag der Mahnung, die ja ſeiner Neigung zur Naturbetrachtung entſprach, nicht ungern nachgekommen ſein. Jedenfalls benützte er im Sommer fleißig die Gelegenheit zu größeren Bergwanderungen; ein Loblied auf ſie iſt auch am Schluß der Schrift „Von der Vor-

ſehung“ eingefügt. Fabricius fand ſowohl an Johannes Pontiſella wie an dem Arzt Zacharias Beli, andere Male auch an Verwandten, die auf Beſuch bei ihm weilten, willkommene Begleiter auf dieſen Ausflügen. Jene beiden Männer hatten wie er ſelbſt große Freude an der Pflanzenwelt und ſammelten mit ihm wetteifernd ſeltene Blumen und Kräuter, ſowie Samen für Konrad Gesner. Sie beſtiegen mit ihm wohl als die Erſten Ende Juni 1559 den Calanda, worüber ein Bericht des Fabricius noch erhalten iſt. In ſeinem Pfarrgarten hatte dieſer auch ein Verſuchsgärtchen für Alpenpflanzen eingerichtet, akklimatiſierte ſie hier, ehe ſie nach Zürich geſchickt wurden, oder gewann von ihnen Samen, mit dem er Gesner beſchenkte. Auch die Hinneigung zur Medizin ſcheint in Chur in Fabricius wieder rege geworden zu ſein; denn in den Briefen an Gesner ſind neben den die erſte Stelle einnehmenden Nachrichten über botaniſche Seltenheiten gelegentlich auch ſolche über Volksheilmittel, die ihm bekannt geworden waren, eingeſtreut; ferner finden ſich da Angaben über Mineralquellen, die er in der Umgebung von Chur gefunden hatte.

Im Sommer 1561 bot ſich Fabricius Gelegenheit, mit Gesner zuſammen eine Reiſe nach Bormio zu machen. Sein Arzt hatte ihm angerathen, die dortigen Bäder aufzuſuchen und Gesner, der an Iſchias litt, ſchloß ſich an. Genaueres iſt uns über den Weg, den ſie auf der Hin- und Rückreiſe einſchlugen, nicht bekannt; wir wiſſen nur, daß ſowohl das Unterengadin und die berühmten Quellen von Schuls von ihnen aufgeſucht, als auch das Bad Alveneu berührt wurde, wohl mit Rückſicht auf Gesner's Werk über die Heilquellen, von dem eine neue Ausgabe geplant war. Die Schulſer Quellen beſang Fabricius nach der Rückkehr in einem hübſchen Gedicht, und überſandte es zur Erinnerung dem Freunde, der es in ſein Werk aufzunehmen verſprach.

Bei aller Ueberhäufung mit Amtsgeschäften entsagte Fabricius der litterarischen Thätigkeit, wie gelegentlich schon wiederholt angedeutet worden ist, nicht völlig. Er bedauerte sehr, vom eigentlichen Studium sich fast ganz abgezogen zu sehen. Aber wenn er auch nicht Muße fand zur Fortbildung in theologischer Gelehrsamkeit, so daß verschiedene noch in Zürich begonnene größere Werke, so eines über die „Pflichten der Christen", und erklärende Schriften zu den Episteln der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes, unvollendet blieben, wenn ferner nur selten mehr die Stimmung für poetische Versuche sich einstellen wollte, so entstanden dafür verschiedene kleinere und größere Werke, die mehr ein praktisches Ziel verfolgten. Dahin gehören die beiden Schriften, die Bezug nehmen auf das tridentinische Concil und das Büchlein „Der Christen Glaub", sowie die drei Reden, welche das französische Bündniß zum Gegenstand haben. Ferner ist dahin zu rechnen eine kleine unbedeutende Streitschrift, „Echo" betitelt, die wahrscheinlich 1559 entstand, als die Gedichte des Fabricius von Papst Paul IV. auf den Index gesetzt worden waren, und vor Allem das Büchlein «De providentia divina» („Von der göttlichen Vorsehung"), das 1563 abgefaßt und dem Schwiegervater Rudolf Collin gewidmet ist. Aergerliche Streitigkeiten, die über diesen Gegenstand im Engadin sich erhoben und auch die Synode beschäftigt hatten, gaben Anlaß zur Abfassung der Schrift. Fabricius verfolgte darin die Absicht, durch einfache Darstellung des schwierigen Themas zu zeigen, daß diese Lehre nichts Erschreckendes, sondern im Gegentheil sehr viel Erfreuliches und Tröstliches in sich berge. In der Schrift, die in Dialogform gehalten ist, sind Fragmente eines Gedichtes «Hexaemeron» eingestreut; nach den Proben war offenbar die Absicht, die sechs Schöpfungstage zu besingen, doch dürfte kaum mehr als diese Proben vollendet worden sein. Endlich ist noch eine zweite ziemlich umfangreiche deutsche Schrift, „Trostbüchle"

betitelt, zu erwähnen, die 1560 im Anſchluß an Predigten über den Propheten Habakuk entſtand und von Fabricius den aus Richenwiler im Elſaß vertriebenen Predigern Mathias Erb, Niklaus König und Jakob Rietmüller gewidmet wurde, „darumb daß üwer not und anligen mich behertziget und diſem minem ſchriben urſach und anlaß geben hat. Derhalben ich mich ouch nit vil klüger und geblümbter worten befliſſen, ſonder einfalt und ſchlächt von dem handel, wie er an im ſelbs iſt, geredt hab. Dann mir wol bewüßt, daß bekümmerten und betrübten menſchen nit als vil umb die wort als umb den troſt und verſtand der worten zu thun iſt". Im März 1565 endlich verfaßte Fabricius auf Bitten Wolfgang Haller's eine kleine Autobiographie in lateiniſcher Proſa, der er im November des Jahres noch eine poetiſche Bearbeitung in elegiſchem Versmaß folgen ließ, und auf dem Todbett noch mühte er ſich ab, für ſeine Söhne die Methode, die er bei Abfaſſung ſeiner Predigten zu befolgen pflegte, aufzuzeichnen; doch konnte er dieſe Anweiſung nicht mehr vollenden.

Die Erlöſung aus all' den Wirren und Mühſeligkeiten, nach der Fabricius ſo oft geſeufzt, und die er von der Verſetzung an eine Pfarrei im zürcheriſchen Gebiet erhofft hatte, brachte ihm in anderer Weiſe im Sommer 1566 ein früher Tod. Die Peſt, die ſchon 1550 in dem kleinen Städtchen Chur etwa anderthalbtauſend Opfer gefordert und 1564 in Chiavenna wie in Zürich arg gewüthet hatte, trat 1565 auch im dießſeitigen Bünden auf, ergriff im folgenden Jahre wieder die Hauptſtadt ſelbſt und richtete hier faſt noch ſchlimmere Verheerung an als ſechszehn Jahre vorher. Im Juni erlag ihr Philipp Gallicius mit Frau und drei Söhnen, und ſein Amtsbruder mag ihm mit ſehr gemiſchten Gefühlen die Grabrede gehalten haben. Denn die Gemeinſchaft, die einige Zeit hindurch zwiſchen ihnen beſtanden, hatte in den letzten Jahren ſich wieder

merklich gelöst, und jeder war seinen eigenen Weg gegangen. Nicht nur die Verschiedenheit ihrer Charaktere war daran Schuld, sondern mehr noch die politische Haltung des Verstorbenen und ein böser Fehltritt, wodurch er großes Aergerniß erregt hatte. Im August berichtete Fabricius, die Stadt sei durch die Krankheit von Italien ganz abgeschlossen; schon dritthalbhundert Menschen seien gestorben, etwa vierhundert geflohen, unter den Zurückgebliebenen aber hause die Pest so schlimm, daß täglich zehn, ja sechszehn, achtzehn und selbst zwanzig Leute stürben und zwar gerade die Kräftigsten. Er selbst war rings von Kranken umgeben; nicht einmal die Straßen konnten als immun gelten. Jedoch Fabricius, der 1564 es durchaus mißbilligt hatte, daß der Prediger von Chiavenna, Hieronymus Zanchi, die Pestkranken nicht besuchen wollte und der Geistliche von Plurs gar aus seiner Gemeinde geflohen war, handelte jetzt wirklich dementsprechend, besuchte alle Kranken, die ihn rufen ließen, predigte, richtete die Betrübten auf und schonte sich in keiner Weise, so daß er selbst es kaum für möglich hielt, der Ansteckung zu entgehen. Noch um den 20. August befand er mit Frau und Kindern sich wohl; aber schon hatte sich die Pest im Hause eingenistet. Eine Dienerin war gestorben und das Kind der Amme des jüngsten Töchterchens erkrankt. Es starb ebenfalls, und ihm folgte innerhalb einer Woche das Töchterchen des Fabricius, und dessen Frau befand sich am 26. August so schlimm, daß sie Bullinger und den Seinen „trüwlich gnaaden“ ließ. Fabricius fügte der Nachricht die Worte bei: „Ich wil üch hyemitt ouch genaadet han; dan ich mich hyevor und yetz gott uffgeopffert han, und bitt üch, so ich stirb, ir in mynem namen allen üweren symysten, pastoribus und professoribus, ouch genaaden wöllind.“ Am letzten August wurde er selbst mit dem Knaben Johann Rudolf von der Krankheit erfaßt und hatte heftige Fieberqualen zu erleiden, während seine Frau schon

ſeit drei Tagen die Sprache verloren hatte. Ein Poſtſcriptum zu dem Briefe meldet, es liege nun auch der jüngſte Sohn darnieder. Den Kranken quälten außer dem Fieber noch ſchlimme Befürchtungen für die Zukunft des Landes und den ferneren Beſtand der Reformation in Chur. Die letzte Nachricht von ſeiner Hand beſagt, daß Johann Rudolf, der gerade einen Tag und eine Nacht gelegen war, geſtorben und das jüngſte Knäblein ſchwach ſei, während die Gattin noch immer lebte, freilich ohne reden zu können, ſo daß Hoffnung auf ihre Erhaltung beſtand. Fabricius ſelbſt verſpürte heftige Schmerzen; ſchon zeigten ſich Blattern und Geſchwüre, die ihm keine Ruhe ließen, weßhalb er ſchreibt: „Bätten gott, das wir dultig ſygind“. Dem Schiegervater Collin, dem er nicht geſchrieben habe, möge Bullinger von ihrer Lage Mittheilung machen.

Das iſt das Letzte, was wir aus des Fabricius eigenen Briefen erfahren. Am 5. September ſtarb er, und von der Familie blieb Niemand übrig als zwei unmündige Knaben, Hans Jakob und Hans, die der Großvater Collin zu ſich nach Zürich nahm; der erſtere wurde nachmals Pfarrer zu Wyach und Baſſersdorf und ſtarb 1592 mit Hinterlaſſung mehrerer Töchter, während der Letztere das Schuſter- und Bäckerhandwerk erlernte und 1583 im niederländiſchen Kriege umkam.

Bullinger machte, als er die Nachricht vom Tode ſeines Schülers erhielt, in ſeinem Tagebuch unter dem Datum des Todestages die Eintragung: „Am 5. September ſtarb in Chur in Bünden der überaus getreue Mitbruder und hochgelehrte Mann Johannes Fabricius“, Worte, die uns nur wenig zu beſagen ſcheinen, die aber in aller Schlichtheit ein ehrendes Zeugniß für den Verſtorbenen bilden. Der Reformator, der 1564 an der Peſt ſchwer erkrankt war und in dieſem und dem folgenden Jahr durch ſie die Gattin, mehrere Töchter und treue Freunde verloren und gerade Fabricius gegenüber ſeinem tiefen

Kummer Worte geliehen hatte, muß es auf's ſchmerzlichſte empfunden haben, auch dieſen ſeinen Schüler, der ihm gleich einem Sohne theuer geweſen war und trotz des Altersunterſchiedes ſo nahe geſtanden hatte, vor ſich ſterben und alle die Hoffnungen, die er auf ihn geſetzt haben mochte, begraben zu ſehen.

Es iſt das Bild eines thätigen, an Enttäuſchungen reichen, in ſeiner Geſammtheit aber durchaus anſprechenden Lebenslaufes, das wir im Vorangehenden entwerfen konnten. Fabricius darf zwar den eigentlichen Führern der reformatoriſchen Bewegung nicht beigezählt werden; er iſt nur einer aus jener großen Zahl tüchtiger, hochbegabter Männer, die dem Bullinger'ſchen Familien- und Freundeskreiſe angehörten; auch war ihm keine lange Wirkſamkeit vergönnt. Wenn gleichwohl von ihm ſo Rühmliches berichtet werden konnte, ſo iſt dieß eben nur ein neuer Beweis für den erſtaunlichen Reichthum der Reformationszeit an ausgezeichneten Perſönlichkeiten, die nur darum nicht in erſter Linie genannt werden, weil die Reformatoren das gewöhnliche Maaß ſo außerordentlich überragten.